

Der Westpreuße

Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion



 UNSER
DANZIG

73. Jahrgang Heft 4 Winter 2021 € 9 (D) 35 zł (PL)



Westpreußen-FOKUS

Die Mennoniten im unteren Weichselland

WELTSTAR VOLLER WIDERSPRÜCHE

Der Schauspieler Klaus Kinski aus Zoppot

AUS DEM INHALT

VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Auf ein Wort

PANORAMA

- 5 Die Kulturgeschichte Westpreußens in neuen Perspektiven erzählt – Im Gespräch mit der neuen Direktorin des Westpreußischen Landesmuseums
- 7 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing, Marienburg (I) und Thorn

10 Westpreußen-FOKUS

DIE MENNONITEN IM UNTEREN WEICHSELLAND

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 22 Das Schlossmuseum Marienburg 1961–2021. Zum Jubiläum eines komplexen Erinnerungsorts
- 26 Notizen aus Marienburg (II)
- 27 EINLADUNG ZU SONDERAUSSTELLUNGEN
- 28 Bericht zum Westpreußen-Kongress 2021

GESCHICHTE UND KULTUR

- 30 So extrem wie sein Jahrhundert. Ein Versuch über Klaus Kinski

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 33 Politischer Gestaltungsanspruch auf EU-Ebene notwendig. Tagung „Drei Jahrzehnte Aussiedler- und Minderheitenpolitik“
- 35 „Noch ist Visegrád nicht verloren“. Claus Leggewie im Interview

ZUM JAHRESAUSKLANG

- 36 Weihnachten 2021
- 37 Innenansichten der ersten „Kriegsweihnacht“
- 40 Sechs Empfehlungen für Mußbestunden zwischen den Jahren
- 44 Die Anbetung der Könige. Zur Geschichte eines Elbinger Altars

RUBRIKEN

- Neuerscheinungen (46)
- Impressum / Autorinnen und Autoren (47)
- Zum guten Schluss (48)

TITELBILD Blick auf Oliva und die katholische Kirche Unserer Lieben Frau, Königin der Polnischen Krone, die bis 1945 als evangelisches Gotteshaus Versöhnungskirche hieß.

FOTO: WORLDISBEAUTIFUL.EU

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen der letzten drei *Westpreußen*-Ausgaben:

- ☛ Sommer 2021: heft-2-2021-epi
- ☛ Herbst 2021: heft-3-2021-tra
- ☛ Winter 2021: heft-4-2021-kkf



Westpreußen in neuer Perspektive



Ein Phönix aus der Asche



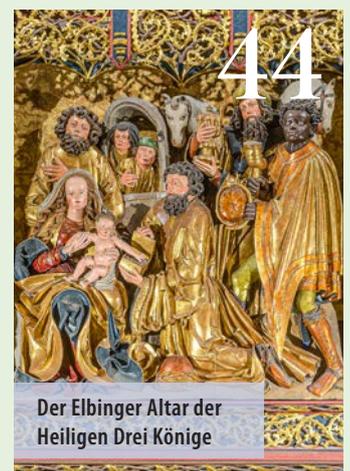
Westpreußen-Kongress – 2021 erstmals online



Klaus Kinski 1926–1991



Weihnachten in Kriegszeiten



Der Elbinger Altar der Heiligen Drei Könige

Westpreußen-FOKUS

10



Unter den beiden zentralen Gesichtspunkten von **Wirtschaft und Kultur** gewährt Astrid von Schlachta genauere **Einblicke in das Leben der Mennoniten in Westpreußen** und führt damit grundlegend in das FOKUS-Thema dieser Ausgabe ein.



Johann Peter Wiebe gibt einen Überblick über **Die Erinnerungsstätten der Mennoniten im Land an der unteren Weichsel** und stellt dabei auch Orte vor, die auf den üblichen Westpreußen-Routen wohl nur selten Berücksichtigung finden.

14

16

Das Plautdietsche – die ehemalige Sprache Westpreußens wird bis heute in vielen Ländern der Welt verwendet. Heinrich Siemens erläutert ihre verwickelte Geschichte, einige Strukturmerkmale sowie Perspektiven ihrer weiteren Pflege.

Plautdietsch
Wedabok Wörterbuch
Dictionary



19



Um die Erinnerung an die 400-jährige mennonitische Siedlungstätigkeit in Westpreußen zu bewahren, entstand 2004 der **Menno-nitische Arbeitskreis Polen**. Johann Peter Wiebe schildert dessen Entwicklung sowie aktuelle Projektarbeiten.

vorab

Die Jahresinhaltsverzeichnisse der Jahrgänge 2020 und 2021 erscheinen in der № 1/2022

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

der 73. Jahrgang unserer Zeitung, der mit der vorliegenden Nummer seinen Abschluss findet, hat deutliche Veränderungen mit sich gebracht. Die einzelnen Ausgaben kommen nur noch alle drei Monate, sind dafür aber erheblich umfangreicher geworden. Dass Sie diesen neuen Rhythmus und die damit verbundene ungewohnte Portionierung Ihres Lesestoffes einhellig angenommen haben, war für uns ebenso erfreulich wie ermutigend. Die Umschichtung hat uns zugleich aber auch neue redaktionelle Möglichkeiten eröffnet: die Einrichtung der FOKUS-Rubrik.

Da wir nun Schwerpunktthemen aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten vermögen, gewinnt die Zeitung noch stärker das Profil eines Magazins. Einige der Leserinnen und Leser, die diese Neuerung ausdrücklich begrüßt haben, schrieben zugleich, dass sie jeweils gespannt darauf warteten, was der FOKUS der neuen Ausgabe böte. Nach dem Denkmalschutz, der Kultur der Kaschuben und dem 150. Jubiläum der Reichsgründung haben wir uns nun für die Mennoniten entschieden, die in der Geschichte Westpreußens deutliche und unverkennbare Spuren hinterlassen haben, und hoffen, Ihre Erwartungen damit neuerlich zu befriedigen.

Auch im nächsten Jahr würden wir die Spannung gerne wahren und die Themen nicht im Vorhinein verraten. Bei einem, wenn nicht zwei Heften aber wird uns alle Verschwiegenheit nichts nutzen, denn 2022 steht ein historisches Ereignis an, mit dessen ausführlicher Präsentation Sie schon jetzt felsenfest rechnen werden: die 250. Wiederkehr der Ersten polnischen Teilung und der daraus resultierenden Gründung der Provinz Westpreußen.

Wir hoffen freilich, dass Sie neben dem neu etablierten FOKUS-Teil auch weiterhin an den schon traditionellen Rubriken der Zeitung Interesse finden. Im vorliegenden Heft können Sie beispielsweise in einem Interview der neuen Direktorin des Westpreußischen Landesmuseums begegnen, von deren Berufung wir uns alle viele neue Impulse für eine zeitgemäße Ausgestaltung dieser für uns lebenswichtigen Institution erhoffen dürfen. Aber auch die Würdigung von Klaus Kinski, dem Weltstar aus Zoppot, oder die eingehende Vorstellung des vor 60 Jahren gegründeten Marienburger Schlossmuseums wollen Sie – ganz abgesehen von den Beiträgen zum Jahresausklang – wiederum zu einer unterhaltsamen Beschäftigung mit der Geschichte und Kultur Westpreußens anregen.

In diesem Sinne bleiben wir bis ins neue Jahr hinein mit guten Wünschen und

mit herzlichen Grüßen

Ihre DW-Redaktion

AUF EIN WORT



Von Jörg Scheller

Jörg Scheller ist Kunstwissenschaftler, Buchautor und Pop-Akademiker. Er lehrt an der Zürcher Hochschule der Künste und bringt sich mit Analysen und Kommentaren regelmäßig in politische Debatten ein.

Für eine neue Haltung gegenüber Osteuropa

Wenn in deutschen Medien über Osteuropa berichtet wird, ist der Anlass selten ein erfreulicher. Ob Polen oder die Republik Moldau, Weißrussland oder Bulgarien – meist geht es um Korruption, Armut, Nationalismus, Autoritarismus. Diese Negativfixierung ist einerseits der Aufmerksamkeitsökonomie und der Klickzahlen-Apokalyptik geschuldet: *bad news sell*. Sie mag aber auch von einem latenten Chauvinismus zeugen, der sich hartnäckig in den Köpfen hält. Während die meisten deutschen Medienkonsumenten vom Konflikt zwischen der polnischen Regierung und der EU gehört haben dürften, haben wohl wenige vertiefte Kenntnisse vom polnischen Wirtschaftswunder der letzten 30 Jahre oder vom maßgeblichen Anteil, den die Gewerkschaft *Solidarność* am Untergang des totalitären Sowjetsystems hatte. Und wer außerhalb slawistischer Zirkel jemals von der Republik Moldau gehört hat, ist dem 1991 gegründeten Staat wohl schlicht als „Armenhaus Europas“ begegnet; allenfalls mag man vom Hoffnungsschimmer gelesen haben, den die 2020 gewählte, EU-freundliche Präsidentin Maia Sandu verkörpert. Man nimmt Osteuropa wahr, wenn es das „Andere“ zu sein scheint oder sich scheinbar dem „Eigenen“ annähert.

Diese Einseitigkeit im Diskurs prägt auch die Politik. Wie die Klimabewegung zeigt, werden Regierungen selbst bei dringlichen Anliegen oft erst aktiv, wenn ein starkes, laut artikuliertes Interesse in Teilen der Bevölkerung besteht und von den Medien aufgegriffen wird – zumal heute, da sich Entscheidungsträger mehr denn je an Umfragen und Statistiken wie auch den lautesten Stimmen in den Sozialen Netzwerken orientieren. Osteuropa hat, trotz oder gerade aufgrund seiner geographischen Nähe, noch immer eine schwache Lobby in Deutschland. Man führe sich nur vor Augen, welche Beachtung und Solidarität die gut organisierte, finanzstarke, von Konzernen, Museen und Hochschulen unterstützte US-amerikanische Black-Lives-Matter-Bewegung (BLM) erfährt, und wie schwach die Resonanz auf die aktuellen Protestbewegungen in Weißrussland oder Polen ist. Dauerhafte, zahlenmäßig signifikante, öffentlichkeitswirksame Solidarität? Fehlanzeige.

Wie also könnte eine konstruktive Haltung Deutschlands gegenüber Polen und anderen osteuropäischen Ländern aussehen? Zuvorderst darf sich diese Haltung nicht auf die Staatspolitik beschränken. Aus nüchternem geostrategischem Kalkül und basalen Sachzwängen wird es für deutsche Regierungen immer naheliegender sein, die exportorientierte, auf Rohstoffimporte angewiesene deutsche Wirtschaft mit Russland, den USA, China abzustimmen, als auf den Flickenteppich der osteuropäischen Staaten mit ihren schrumpfenden Bevölkerungen zu fokussieren. Deshalb sollten sich Anstrengungen, das deutsch-polnische Verhältnis auf ein gutes Fundament zu stellen, stärker auf den vorpolitischen Raum konzentrieren.

Der Erfolg und die Lobbykraft von BLM haben mehr als ein halbes Jahrhundert zivilgesellschaftlicher Vorgeschichte. Die Bewegung

hat sich zunächst den vorpolitischen Raum erschlossen, aus dem sich künftige politische Weichenstellungen erst speisen. Eine Bewegung von vergleichbarer Dimension, und das heißt auch: von vergleichbarer aktivistischer und diskursiver Wucht, nicht zuletzt durch starke Verbindungen zur Kulturindustrie und zum Bildungssektor, fehlt mit Blick auf Osteuropa – trotz verdienstvoller Publikationen und Institutionen wie Steffen Möllers *Viva Polonia*, dem *Dialog-Magazin* oder dem Deutschen Polen-Institut. Man muss es so hart formulieren: Osteuropa ist nicht *sexy*. Die USA, zunehmend auch Asien und Afrika, verheißen mehr soziales und kulturelles Kapital. Genau hier muss man ansetzen, mit langem Atem.

Ein erster Schritt hin zu einer veränderten Sicht auf Osteuropa ist ein nur vordergründig paradoxer: Gerade angesichts der mehrhundertjährigen wirtschaftlichen wie auch politischen Dominanz „des Westens“ und des aktuellen Aufstiegs Asiens, gilt es, von Osteuropa zu lernen: von der Geschichte der osteuropäischen Bevölkerungen, die Erfahrungen mit genau dem haben, was das aktuelle Stadium der Globalisierung für Theoretiker wie Arjun Appadurai zufolge kennzeichnet – und in Zukunft vielleicht noch stärker kennzeichnen wird; unsicheren bis chaotischen Zuständen in Verbindung mit Migration, Flucht, Mangel, politischen und ökonomischen Krisen sowie autoritärer Fremdbestimmung. In Polen heißt es: „Polak potrafi“ – ein Pole bekommt es hin; eine Anspielung darauf, dass viele Polen, insbesondere der älteren Generation, großes Geschick im Umgang mit Unwägbarkeiten entwickelt haben, mithin im Organisieren, Improvisieren, Reparieren. Während sich Teile Deutschlands auf den Erfolgen der Nachkriegszeit ausgeruht haben und erkennbar von der Substanz zehren, hat die dritte polnische Republik unter harten Bedingungen in kurzer Zeit Substanz aufbauen müssen. Anstatt also Polen auf tatsächliche oder unterstellte Defizite zu reduzieren, täte man gut daran, ein ehrliches Interesse zu artikulieren: Wir wollen von unserem Nachbarn lernen, was für soziale Kompetenzen es braucht, um Resilienz unter widrigen Umständen zu entwickeln!

Zum anderen gilt es, Osteuropa durch die Linse dessen zu betrachten, was sich in der jüngeren *Purpose Economy* jeder, der werbewirksam etwas auf sich hält, auf die Fahnen schreibt: *Diversity*. Wenn der osteuropäische Raum eines ist, dann hybrid. Sei es der Kaukasus mit seiner Sprachvielfalt und der Vielzahl ethnischer Gruppen auf engstem Raum; sei es die Besiedlungsgeschichte der Republik Moldau, wo Deutsche, Russen, Armenier, Ukrainer, Bulgaren, Polen, Rumänen, Gagausen und viele andere lebten; sei es die wechselvolle Geschichte Polens, das einst Hort aufklärerischer Politik, religiöser Toleranz und Einwanderungsland war, bevor es durch den Zweiten Weltkrieg und den Nazi-Terror zu jenem ethnisch homogenen, traumatisierten Staat wurde, als der es heute bekannt ist. Osteuropa ist ein Raum, in dem Diversität nicht künstlich geschaffenes Programm zur Imagepflege ist, sondern gelebte, erlebte Erfahrung – im Guten wie im Schlechten. Von diesem Erfahrungsschatz könnte und sollte „der Westen“ profitieren. **st**

DIE KULTURGESCHICHTE WESTPREUSSENS IN NEUEN PERSPEKTIVEN ERZÄHLEN

Im Gespräch mit Dr. Gisela Parak, der neuen
Direktorin des Westpreußischen Landesmuseums

Nachdem das Westpreußische Landesmuseum für mehr als 20 Jahre von Dr. Lothar Hyss geleitet wurde, hat im November seine Nachfolgerin ihren Dienst angetreten: Gisela Parak ist habilitierte Kunsthistorikerin und verfügt über langjährige Erfahrung in der Museumsarbeit, der Ausstellungspraxis sowie der fachübergreifenden Forschung. Im Interview schildert sie ihren Blick auf das Museum und verrät erste Details der zukünftigen Arbeit.

Frau Dr. Parak, Sie sind jetzt seit knapp zwei Wochen hier im Museum tätig. Was ist seitdem passiert?

Das Museumsteam und der Vorstand der Kulturstiftung Westpreußen haben mich sehr freundlich begrüßt. In der Anfangsphase geht es vor allem darum, sich einen Überblick zu verschaffen. Man bringt zwar eine Vorstellung mit, was das Museum ist und was es will, aber Theorie und Praxis müssen sich erst aneinander annähern. Ich bin dabei, die Gegebenheiten und die Mitarbeitenden kennenzulernen, und sehe mir an, welche Projekte zurzeit laufen. Das alles ist nach zwei Wochen noch nicht abgeschlossen.

Woran können Sie anknüpfen?

Ich hatte den Vorteil, dass das Programm für 2022 schon vorbereitet ist. Die erste Ausstellung, in deren Planung ich nun einsteige, findet im März 2022 statt. Durch die Krankheit des vormaligen Leiters hat das Museum lange nicht mit voller Kraft arbeiten können. Ich würde die kommende Ausstellung gerne nutzen, um einen Wandel in unserem Haus sichtbar zu machen. Ich hoffe, dass die Besucher bereits dann merken können, dass sie in einer neuen Weise angesprochen werden. Aber ich will noch nicht zu viel verraten ...

Wie empfinden Sie die Atmosphäre an Ihrem neuen Arbeitsplatz, dem Franziskanerkloster in Warendorf, in dem bis 2008 noch Mönche gelebt haben?

Wir arbeiten in einem Museum im Museum, mit einer wirklich interessanten Ge-



Das Westpreußische Landesmuseum in Warendorf neben der Kirche und in den Räumen des ehemaligen Franziskanerklosters

schichte. Von außen geht der Besucher auf ein Kloster zu; der erste Orientierungspunkt ist die Klosterkirche links vom Museumseingang. Ich würde mir wünschen, dass sich im Eingangsbereich deutlicher als bisher der Eindruck durchsetzt: Wir besuchen jetzt das Westpreußische Landesmuseum. An dieser Außenwirkung müssen wir noch arbeiten.

Wenn man auf ihren Lebenslauf schaut, dann fällt zuerst ins Auge: habilitierte Kunsthistorikerin, leitende Aufgaben an verschiedenen Museen. Wie würden Sie selbst Ihren Werdegang beschreiben?

Wahrscheinlich kennzeichnet mich vor allem meine interdisziplinäre Biografie. Angefangen habe ich als Bildhauerin und als Kunstpädagogin an der Kunstakademie in München. Ich habe dann aber schnell gemerkt, dass mein Schwerpunkt das Schreiben und Sprechen ist. Schon vor meiner Promotion in der Kunstgeschichte habe ich als Kuratorin gearbeitet. Danach habe

ich kontinuierlich zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Institutionen und Museen gewechselt. Ich musste mich immer schnell in neue Themengebiete einarbeiten. Vielleicht bin ich deshalb auch keine „klassische“ Kunsthistorikerin und habe viel mit Historikern und Historikerinnen und anderen Akteuren zusammengearbeitet. Auf diese Weise habe ich einen breiten Überblick über verschiedene Fachgebiete und Methoden erworben.

Welches nützliche Gepäck bringen Sie aus Ihrer bisherigen Arbeit mit nach Warendorf?

Vor Warendorf war ich am Deutschen Schiffahrtsmuseum in Bremerhaven tätig. Die Bezüge zu Danzig, Elbing und der Geschichte der Hanse liegen natürlich auf der Hand. Im letzten Jahr habe ich mich intensiv mit der deutschen

Kolonialgeschichte beschäftigt, insbesondere mit der Thematik kollektiver Erinnerungen am Beispiel fotografischer Alben wilhelminischer Matrosen. Hier besteht eine große inhaltliche Schnittmenge zur Erinnerungskultur der deutschen Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Dabei spielt das Medium der Fotografie sicher eine große Rolle?

Von meiner bisherigen Arbeit her gelte ich als Fotohistorikerin, und ich würde diesen Schwerpunkt im Westpreußischen Landesmuseum natürlich auch gerne weiterverfolgen. Die Fotografie ist ein sehr zeitgemäßes Medium, das viele Museumsbesuchende interessiert. Fotografien sprechen Menschen sehr direkt an, weil sie emotional aufgeladen werden und persönliche Erlebnisse widerspiegeln. Man erkennt sich selbst in den Aufnahmen anderer, stellt Bezüge zur eigenen Geschichte oder Familie her. Die Inventarisierung, Erfassung und digitale Erschließung unserer

vorhandenen fotografischen Sammlungen ist allerdings noch nicht so, dass sie bereits gut zu nutzen ist.

Einige Themen des Westpreußischen Landesmuseums sind aus der landsmannschaftlichen Erinnerungsarbeit hervorgegangen, andere in den vergangenen Jahren neu dazugekommen. Was denken Sie, wo Sie selbst jetzt ansetzen?

Die Dauerausstellung von 2014 ist sehr ausgewogen und wirkt noch immer frisch. Manche Besucher vermuten ein Vertriebenemuseum, aber wie ich selbst feststellen durfte, präsentiert sich das Haus ganz klar als kulturgeschichtliches Museum. Das entspricht ja zudem dem politischen Auftrag des Museums. Andererseits sind nahe liegende Themen, die sich aus der Geschichte der Vertreibung ergeben, bisher nur angedeutet. Hier sind gerade die spezifischen Ortsbezüge spannend. Auf dem Gelände des Landesgestüts in Warendorf wurde nach dem Zweiten Weltkrieg ein Notlager für Ostvertriebene eingerichtet, später ein Sammel lager für Displaced Persons. Diese Geschichte wird im Museum bisher noch nicht erzählt. Hier möchte ich in der Zukunft gerne komplementäre Ergänzungen im Format von Sonderausstellungen, aber auch der Dauerausstellung vornehmen. Für die Geschichte der Landsmannschaften und deren Historisierung bietet das Jahr 2025 eine Chance, wenn das Haus auf 50 Jahre Museumsgeschichte zurückblicken darf.

Die Bezeichnung „Westpreußen“ ist vielen kein Begriff oder steht für eine Geschichte, in der man sich nicht mehr wiederfinden will. Wie kann das Museum diese Kluft überbrücken?

Die vormalige Provinz „Westpreußen“ wurde bereits nach dem Versailler Vertrag 1920 vor mittlerweile über 100 Jahren aufgelöst. Westpreußen existiert heute nur noch als Erinnerungsort, über den historischen Namen und die materiellen Kunst- und Kulturgegenstände, die das Museum bewahrt, oder aber durch die immateriellen Erinnerungen der betroffenen Familien. Natürlich fragen sich gerade die Warendorfer, warum sie sich so intensiv für die Geschichte Westpreußens interessieren sollen. Ich möchte diese Auseinandersetzung mit einer historischen Region gerne über neuen Perspektiven führen. In den kommenden Jahren 2022 und 2023 steht das Gründungsjubiläum der



FOTO: PRIVAT

PD Dr. Gisela Parak

Provinz Westpreußen 1772 an. Da ist es ein großer Unterschied, welche Stoßrichtung die Ausstellung nahelegt. Wir wollen die Kolonialisierung des Ostens kritisch erörtern und die Ostpolitik Friedrichs des Großen am Beispiel Westpreußens analysieren. Dadurch entsteht z. B. auch eine Brücke zu aktuellen Diskussionen, zum Humboldt-Forum oder der Frage nach den Rechten am ehemaligen Besitz des Hauses Hohenzollern. Vor allem fehlt im Museum bislang auch eine Vertiefung der polnischen Perspektive. Die Annexion Westpreußens kann heute nicht mehr aus der Perspektive einer veralteten deutschen Geschichtsdeutung heraus erzählt werden.

Wie soll sich das Erlebnis des Museumsbesuchs zukünftig verändern?

Ganz allgemein erzählt man im Museum mittlerweile ja nicht mehr didaktisch oder enzyklopädisch, sondern versucht, die Besuchenden einzubeziehen und darzulegen, warum Aspekte der Geschichte auch heute noch relevant sind. Es wird auch unser künftiger Weg sein, Objekte in Erzählungen einzubetten und durch Videos zu kommentieren. Die Besuchenden sollen einen Einblick erhalten, was das Objekt aus der Sicht der Kuratoren und Kuratorinnen ausmacht und auf Details hingewiesen werden, die sie selbst vielleicht übersehen hätten. Ich möchte gerne alle Sinne ansprechen, partizipativ arbeiten und mich aus dem vollen kuratorischen Repertoire bedienen. Dafür braucht das Museum aber zunächst eine entsprechende technische Grundausstattung.

Welche Entfaltungsmöglichkeiten für das Museum sehen Sie vor Ort? Kann man hier Dinge

tun, die in einer Großstadt nicht funktionieren würden?

Ja, das ist genau meine Erfahrung. In kleineren Städten sind die Wege kürzer, man lernt sich schneller kennen. Man sollte andererseits aber auch nicht vergessen, dass Warendorf geografisch nicht isoliert ist. Die Umgebung ist bestimmt durch das Dreieck Münster – Osnabrück – Bielefeld. Das Ruhrgebiet mit seinen vielen Institutionen, die an verwandten Themen arbeiten, ist innerhalb einer Stunde erreichbar.

Wie schätzen Sie die Lage des Museums im Warendorfer Ostviertel ein?

Wenn man als Tourist nach Warendorf kommt, dann besichtigt man vorrangig den historischen Marktplatz. Dort sitzt man sehr gut! Aber man findet nicht zwangsläufig den Weg zu uns. Hier möchte ich gerne Beziehungen und Referenzen durch Sichtachsen und Ausstellungen im Außenraum schaffen, um das Museum im Stadtbild präsenter zu machen.

Während der Pandemie hat fast überall eine Ausweitung digitaler Kulturangebote stattgefunden. Wie kann das Westpreußische Landesmuseum in Zukunft von diesen Erfahrungen profitieren?

Da ist noch vieles ausbaufähig, weil das Museum bisher wenige digitale Angebote zur Verfügung stellt. Im Moment sind wir aber personell nicht so ausgestattet, dass dieses Manko schnell zu beheben wäre. Und es ist nicht alles Gold, was digital ist. Wir wollen die Besuchenden nicht im digitalen Raum verlieren, sondern die diesbezüglichen digitalen Angebote sollen die Besuchenden zu einem analogen Museumsbesuch motivieren. Das Museum soll ein sozialer Ort der Begegnung bleiben, diesen Bereich gilt es ebenfalls zu stärken.

Worauf freuen Sie sich?

Das Museum verfügt mit seinen Sammlungen über ein gutes Fundament, das für ansprechende zeitgemäße Ausstellungen produktiv gemacht werden kann. Hier sollen innerhalb der nächsten fünf Jahre deutliche Veränderungen sichtbar werden. Weil es aber auch erhebliche Strukturprobleme gibt, ist der Wandel des Westpreußischen Landesmuseums mittelfristig zu planen.

st Die Fragen stellte Alexander Kleinschrodt.

Notizen aus...

der Dreistadt

BLINDFLUG Seit einigen Monaten können Flugzeuge auf dem Lech-Wałęsa-Flughafen auch bei starkem Nebel landen, selbst wenn die Sicht auf nur 75 m begrenzt ist. Der Flughafen hat nach einer Vorbereitungszeit von insgesamt vier Jahren als Erster in Polen das Instrumentenlandesystem (ILS) CAT III B in Betrieb genommen und damit zu anderen großen Flughäfen in Europa aufgeschlossen. In der Vergangenheit gab es zahlreiche Umleitungen, da nur das Landesystem CAT II zur Verfügung stand, bei dem die Mindestsicht horizontal 300 m und vertikal 30 m betragen musste. Sämtliche Maschinen und Besatzungen der Fluggesellschaften, die Danzig anfliegen, sind für dieses System ausgerüstet bzw. geschult; und auch die Angestellten der Flugsicherung sind mittlerweile mit den neuen Verfahren und Anforderungen vertraut. Die Kosten für diese Investition belaufen sich auf 7,5 Mio. Złoty.

NEUE DESTINATIONEN Ab dem nächsten Jahr soll Danzig durch Direktflüge mit weiteren europäischen Städten verbunden werden. Ab dem 22. März wird RYANAIR jeweils zweimal pro Woche nach Venedig und nach Wien fliegen und noch im Winter-Flugplan eine Verbindung nach Valencia eröffnen. WIZZ AIR hat vom 29. März an Malaga im Reiseangebot, und EUROWINGS fliegt direkt nach Stockholm / Arlanda. Alle Flüge können ab sofort gebucht werden. Die Hoffnung der Planer, dass ihnen Covid-19 keinen Strich durch die Rechnung mehr machen würde, scheint gegenwärtig aber trügerisch gewesen zu sein.

SCHIFFSKOLLISION Kurz vor ihrem Liegeplatz an der Langen Brücke ist die SCHWARZE PERLE, der allen Danziger Touristen wohlbekannte Nachbau einer historischen Kogge, der in der Regel Ausflugsfahrten bis zur Westerplatte anbietet, in voller Fahrt mit einem Saugbagger kollidiert und wurde dabei erheblich beschädigt. Sieben Passagiere wurden verletzt, und fünf von ihnen mussten in Kliniken eingeliefert werden. Die ersten Untersuchungen ergaben, dass zwei Besatzungsmitglieder wohl alkoholisiert gewesen seien. Der Fall wird nun das Danziger Schiffsahrtsamt und vermutlich auch die Gerichte beschäftigen.

FLASCHENPOST Im Frischen Haff hat ein Fischer eine Flaschenpost geborgen, die seit mehr als 90 Jahren auf einen Finder gewartet hatte. Ein gewisser Erich Sanitter, damals wohnhaft in der Mühlenstraße 30 im schlesischen Waldenburg, hatte seine Nachricht am 8. Juli 1929 dem Meer anvertraut, und zwar – wie er in seinem kurzen Brief schrieb – „auf freiem Wasser“ vom Dampfer



FOTO: LUKASZ KATLEWA VIA WIKIMEDIA CC

SEIT 125 JAHREN ELEKTRISCH Die erste „Elektrische“ fuhr am 12. August 1896 von Danzig nach Ohra. Das Jubiläum dieser bedeutenden technischen Neuerung, die das Ende der bis dahin verkehrenden Pferdebahnen einläutete, wurde mit einem großen Fest begangen, bei dem die eingesetzten historischen Züge bei etlichen Besuchern nostalgische Empfindungen auslösten. In hohem Maße gelang dies dem Wagen des hier abgebildeten Typs BERGMANN 266, aber auch die Fahrzeuge der Baureihen RING 273 oder KONSTAL N11 lie-

ben die Herzen der Straßenbahn-Enthusiasten höher schlagen. An der Endhaltestelle der Linie nach Glettkau war ein großes Zelt aufgebaut worden, in dem Getränke und Speisen sowie einige Attraktionen für Kinder angeboten wurden. Auf der Strecke von Glettkau nach Oliva verkehrten die historischen Straßenbahnen an diesem Tag im 10-Minuten-Takt und durften kostenfrei benutzt werden. Darüber hinaus können sie nach vorheriger Anmeldung an Werktagen im Depot in Danzig-Neufahrwasser besichtigt werden.



FOTO: ART AND ACTION PHOTOGRAPHY MARCIN DAWID LINKOWSKI

Szene aus Gottes Lebenslauf von Jean-Louis Fournier in der Übersetzung von Dieter Hallervorden

„DEUTSCHE WOCHE“ Im 30. Jahr nach dem Abschluss des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages fand vom 28. September bis zum 4. Oktober die „Deutsche Woche“ statt, die an vielen unterschiedlichen Danziger Spiel- und Konzertstätten ein reichhaltiges Programm bot. Zu den besonders bemerkenswerten Veranstaltungen gehörten im Shakespeare-Theater Jean-Louis Fourniers *Gottes Lebenslauf* in der Inszenierung des Berliner Schlosspark-Theaters – unter der Regie von Frank Lüdecke spielten Dieter Hallervorden, Peter Bause u. a. –, im Europäischen Solidarność-Zentrum die Szenische Lesung von *Generalstaatsanwalt*

Fritz Bauer im Widerspruch politischer Interessen. Das Interview, ein Text des Autors und Danziger Ehrenbürgers Dieter Schenk in der Regie von Thorsten Münchow oder eine Musikalische Lesung Michael Mendls aus der Erzählung *Die Rättin* von Günter Grass. Neben Vorträgen, Symposien und Präsentationen zu verschiedenen kulturellen Bereichen traten namhafte Orchester und Ensembles auf, von denen zumindest das Europäische Hanse Ensemble unter Manfred Cordes (in der St. Trinitatiskirche) und die Deutsche Kammerphilharmonie Bremen (in der Baltischen Philharmonie) genannt seien.

KAHLDER [?] aus, der von Danzig nach Pilau fuhr. Zudem fügte der Verfasser die Zusage an: „Unkosten erstatte ich zurück“. In der Hoffnung, vielleicht noch Nachfahren des Absenders dieser Flaschenpost zu finden, sind diese Informationen in den sozialen Medien veröffentlicht worden.

AUSSERGEWÖHNLICHE RETTUNGSAKTION Ein Danziger Lkw-Fahrer erlitt auf einem französischen Auto-

bahn-Rastplatz einen Schlaganfall. Darüber konnte er mit letzter Kraft per Handy nur noch seinen Arbeitgeber informieren. Die Spedition gab die Meldung an den polnischen Polizei-Notruf weiter, und der dort Dienst habende Beamte übermittelte den Notruf sowie die GPS-Koordinaten des Fahrzeugs an INTERPOL, von wo aus die zuständigen Rettungskräfte alarmiert und zu dem ostfranzösischen, 1.500 km von Danzig entfernten Autobahn-Parkplatz ge-

leitet wurden. Dem Fahrer konnte noch rechtzeitig geholfen werden; und einer seiner Kollegen brachte letztlich auch noch den Lkw zu seinem Bestimmungsort. Solch eine spektakuläre Aktion bestätigt die inzwischen erreichte Funktionstüchtigkeit und Qualität der grenzüberschreitenden Polizei-Kooperation.

Peter Neumann

Elbing

HIGHTECH-ARCHÄOLOGIE Im Oktober fanden weitere Forschungen zur 1454 besetzten und geschleiften Ordensburg statt. Sie wurden vom Elbinger Museum und einem unter der Leitung vom Prof. Fabian Welc stehenden wissenschaftlichen Team von der Kardinal-Stefan-Wyszyński-Universität Warschau durchgeführt. Diese Untersuchungen sind äußerst kompliziert, weil das Gelände nach dem vollständigen Abbruch des Schlosses in den folgenden Jahrhunderten oftmals verändert und bebaut worden ist. Aus diesem Grunde wurde bei den aktuellen Forschungsarbeiten ein hoch spezialisiertes Bodenscanner eingesetzt, mit dessen Hilfe es tatsächlich gelang, mittelalterliche Mauerreste von geschichtlich späteren Artefakten zu unterscheiden. Unter dem jetzigen Sportplatz des Technikums (in der Nähe des Museums und des ehemaligen Katharinen-Klosters) entdeckte das Radar Relikte einer massiven Mauer, die die Altstadt von einer Vorburg trennte. Solche Ergebnisse sind archäologisch von großem Wert, weil bis heute noch nicht eindeutig geklärt werden konnte, wie das Hauptgebäude des Schlosses aussah und wie viel Vorburgen es hatte.

„AUF DER GROSSEN LEINWAND“ Die populäre Reihe von Filmabenden, die unter dem Titel „Elbing auf der großen Leinwand“ stehen, wird auch in der Saison 2021 / 2022 stattfinden. Ihr Initiator Juliusz Marek, ein Cineast und passionierter Vermittler der Stadtgeschichte, hat es sich seit langem zur Aufgabe gemacht, den Einwohnern alte Filmaufnahmen von Elbing und der Umgebung zugänglich zu machen. Im neuen Programm werden zehn Filmabende angeboten, die beispielsweise Elbinger Filmemachern, den Veränderungen des Stadtbildes im Laufe der Zeit, dem Bistum Elbing oder der Geschichte der Elbinger Juden gewidmet sind.

GEWICHTIG Das Archäologisch-Historische Museum hat seiner Sammlung ein neues Objekt hinzugefügt. Es handelt sich um einen schweren Maschinenhammer, der im Jahre 1957 vom Kombinat ZAMECH, der Nachfolge-Fabrik der Schichau-Werke, hergestellt worden ist und etwa 4 t wiegt. Noch gewichtiger als dieses Stück ist nur noch der sowjetische T-34-Panzer, der auf einem Denkmal in der



FOTOS: CSE ŚWIĄTOWID KULTURHAUS

Das nach der Sanierung neu erstrahlende ŚWIĄTOWID

ERNEUERTES ZENTRUM Mit dem Ziel, unterschiedliche kulturelle Aktivitäten in der Nachkriegszeit zu bündeln und zu fördern, wurde im Jahre 1962 das Kulturzentrum ŚWIĄTOWID gegründet und in einem für die damaligen Verhältnisse großzügigen und ambitionierten Gebäude untergebracht. Inzwischen waren allerdings schon einige Jahrzehnte vergangen; so lag es nahe, die Einrichtung den heutigen Verhältnissen anzupassen und gründlich zu erneuern. Diese Arbeiten sind im Jahre 2018 aufgenommen und vor kurzem – rechtzeitig zum 60. Jubiläum – abgeschlossen worden. Dabei

wurde der Komplex, zu dem auch das Aleksander-Sewruk-Theater gehört, zugleich erweitert, umgebaut und möglichst barrierefrei eingerichtet. Die Veränderungen betreffen vornehmlich die Kinos. Bisher gab es nur zwei Kinosäle, einen größeren mit 323 sowie einen kleineren mit 111 Plätzen. Jetzt ist noch ein dritter Raum hinzugekommen: Er entspricht mit 73 Sitzen den Dimensionen eines Studiokinos und ist dem Andenken des namhaften Elbinger Dokumentarfilmers Stefan Mula zugeeignet. Das gesamte Projekt hat fast 26 Mio. Złoty gekostet; knapp die Hälfte dieser Summe stammt aus EU-Mitteln.

Stadt steht, aber zum Museumsbestand gehört. Neben dem Maschinenhammer ist jüngst auch noch eine Dreschmaschine übernommen worden, die aus der Elbinger Automobilfabrik von Franz Komnick stammt. Wenn weitere Exponate dieser Art hinzukommen sollten, wäre es vielleicht nicht ausgeschlossen, dass die Stadt zukünftig auch noch ein eigenes Technisches Museum erhält.



FOTO: LECH TRAWICKI

Marienburg



FOTO: TOMASZ SUŁKOWSKI

BESONDERE GELEGENHEIT Am 27. Oktober ist in der Galeria Nova (im Jerusalem-Hospital) eine Ausstellung eröffnet worden, in der Gemälde und Grafiken sowie Linolschnitte und Federzeichnungen von Benedykt Kroplewski präsentiert werden. Der Künstler lebt und arbeitet in Marienburg, zeigt seine Werke in seiner Heimatstadt aber nur selten. Präsent ist er stattdessen polenweit durch Ausstellungen sowie in Sammlungen und Galerien, aber auch in anderen europäischen Ländern, in den USA oder Japan findet er ein interessiertes Publikum. Die Vernissage, die vom Chor „Laute“ (Lutnia) umrahmt wurde, fand bei den Freunden seiner Kunst große Resonanz. Marek Dziedzic

Thorn

VERBINDUNG DER HAUPTSTÄDTE Im Rahmen der regionalen Entwicklungsplanung hat Piotr Całbecki, der Marschall der Woiwodschaft, den Gedanken geäußert, dass Bromberg und Thorn miteinander durch eine Straßenbahnlinie verbunden werden könnten. Auch die Verwaltung in Thorn ist davon überzeugt, dass solch eine regionale Magistrale für beide Städte – und insbesondere für die Hochschulen, Krankenhäuser und Kultur- und Sportstätten – äußerst förderlich wäre und die Lebensqualität der Einwohner, gerade auch im Umland, erhöhen würde. Eine entsprechende Konzeption liegt bereits vor, das Marschallamt geht damit aber noch nicht offen-siv um, weil zunächst noch Grundfragen der Finanzierung sowie der Kostenkalkulation geklärt werden müssten.

Die Entfernung zwischen den beiden Stadtzentren beträgt ca. 48 km, die der Bus bislang in 60 bis 70 Minuten bewältigt. Bei einer für die freie Strecke ins Auge gefassten Höchstgeschwindigkeit von 80 km/h benötigte die Straßenbahn ebenfalls insgesamt 70 Minuten. Sie würde die wenig umweltfreundlichen und unkomfortablen Busse, die weder barrierefrei zu nutzen sind noch Möglichkeiten zur Mitnahme von Fahrrädern bieten, überflüssig machen. Als bequemere Alternative zum Autobus könnte es der Bahn auch gelingen, die Nutzer des Individualverkehrs zum Umsteigen auf die Schiene zu bewegen.

Bei einer Realisierung dieses Vorhabens wären einige Abschnitte innerhalb der beiden Städte zu modernisieren und möglichst unabhängig vom Autoverkehr zu führen. Außerhalb von Thorn und Bromberg wurde der potenzielle Trassenverlauf, der zum Teil einer stillgelegten Bahnlinie folgen könnte, auf mögliche physikalische, geographische oder ökologische Einschränkungen hin geprüft und für weitere Planungen freigegeben. Ein Hindernis könnte die Weichsel-Brücke bei Fordon bilden. Hier wären verschiedene Lösungen denkbar; die kostengünstigsten beständen darin, den bereits bestehenden Gleiskörper der Eisenbahn-Triebwagen von den Straßenbahn-Waggons mitnutzen zu lassen.

Vorteilhaft wäre bei der Einrichtung dieser Strecke, dass durch die vorgesehenen Haltestellen in Gurske, Roßgarten, Klein-Bösendorf, Ostrometzkó und Groß-Bösendorf Kommunen mit jeweils größeren Einwohnerzahlen mit angebunden würden. Positiv zu bewerten ist überdies, dass die Schienensysteme bei einer Spurweite von 1.000 mm sowie mit einer Betriebsspannung von 600 V Gleichstrom in Bromberg und Thorn identisch sind; und nicht zuletzt



Streckenführung der geplanten Magistrale



Straßenbahnen vom Typ PESA SWING in den Lackierungen der kommunalen Verkehrsbetriebe von Thorn (l.) und Bromberg

haben sich beide Städte auch für das gleiche Modell, den Typus PESA SWING, entschieden, so dass sich die Züge lediglich in der jeweiligen Lackierung unterscheiden. – Damit sind eigentlich insgesamt sehr gute Voraussetzungen für eine Realisierung gegeben. Umso ungeduldiger warten viele Thorner und Bromberger – und insbesondere die jungen Leute – darauf, dass endlich die Entscheidung für die engere Verknüpfung der beiden Städte fällt.



THORN IM NATIONALSOZIALISMUS Im September dürften sich etliche Touristen über das Erscheinungsbild der Altstadt gewundert haben, denn einige Straßenzüge versetzten sie anscheinend in die Zeit des „Dritten Reichs“. Das Polnische Fernsehen TVP, die lokalen Medien und die Stadtverwaltung hatten die Einwohner aber zuvor ausführlich über diese Veränderungen informiert. So hatten sie erfahren, dass neben Warschau, Breslau und Hirschberg gerade auch Thorn zum Drehort für eine neue polnisch-deutsche Filmproduktion ausgewählt worden war.

Nun drehte der Regisseur Michał Kwieciński hier Szenen eines Films nach einem Roman von Leopold Tyrmand. Die Filmhandlung spielt in Frankfurt am Main im Jahre 1943, und der Arbeitstitel lautet „Filip“. Dies ist der Name des Protagonisten, der vom polnischen Schauspieler Eryk Kulm verkörpert wird. Filip ist ein Pole, der in seinem Heimatland seine gesamte Familie verloren hat und nun im Zentrum Nazideutschlands versucht, seine jüdische Herkunft zu verbergen. Er arbeitet als Kellner im Restaurant eines luxuriösen Hotels und erscheint zunächst als Egozentriker und Zyniker, der

gierig das Leben zu genießen sucht. Dann aber kommt der Krieg letztlich auch nach Frankfurt: Filip verliert ihm nahestehende Personen, und die Bombenangriffe der Alliierten zerstören seine vertraute, vermeintlich schützende Umwelt. – Die Filmszenen in Thorn wurden am Altstädtischen Markt, im Artushof, in der Bäckerstraße, Mariengasse, Badegasse und Brückenstraße gedreht. Die Uraufführung des Streifens ist für Ende 2022 vorgesehen.

Piotr Olecki

WIRTSCHAFT UND KULTUR – EINBLICKE IN DAS LEBEN DER MENNONITEN IN WESTPREUSSEN

Von Astrid von Schlachta

1635

SCHRIEB DER HOLLÄNDISCHE Legationssekretär Charles Ogier auf einer Reise durch Preußen königlichen Anteils: „Die Holländer sind’s,

die jene Landschaften trockenlegten und die nutzlosen Sümpfe mittels gegrabener langer Kanäle und Wasserläufe in Ackerland, Wiesen und Gärten voller Früchte verwandelten.“ Unter diesen Holländern waren viele Täufer, die im 16. Jahrhundert aus den verschiedensten Gründen nach Danzig, in den Marienburger Werder sowie nach Elbing und Thorn eingewandert waren. Obwohl, oder gerade weil die politischen Strukturen aufgrund der unterschiedlichen Herrschaftsrechte sehr verschachtelt und komplex waren, entwickelten sich natürliche Schutzräume für die Täufer. Denn die Städte versuchten nicht selten, die Täufer zu instrumentalisieren, um ihre Eigenständigkeit gegenüber dem polnischen König zu unterstreichen und ihre Emanzipation zu fördern. Der Zuzug der Täufer war, wie generell in der Frühen Neuzeit, durch Privilegien geregelt: Tolerierung gegen Auflagen. Besonders wichtig und fast überall begleitend zu den Privilegien festgelegt wurde das Verbot für die Täufer, Konvertiten zu machen. Doch diese Tolerierung durch Privilegien war stets eine Tolerierung auf Zeit und auf Widerruf. Und meist war sie verbunden mit hohen Geldzahlungen, etwa der doppelten Accise, oder Schutz- und Schirmgeld.

Danzig spielt für die täuferische Geschichte als eine der bedeutendsten Handelsstädte der Ostseeregion eine besondere Rolle. Sie war vergleichbar mit jener der niederländischen Städte oder Krefelds, wo sich die Täufer in das aufstrebende Wirtschafts- und Handelssystem der Stadt einpassten und erfolgreiche Handwerke und Handelsunternehmen etablierten. Auch in den Vorstädten, auf bischöflichem Gebiet, etwa in Alt-Schottland, siedelten sich Täufer an. Nach Elbing zogen im 16. Jahrhundert ebenfalls viele Täufer, wobei sie hier auf noch günstigere Bedingungen trafen als in Danzig.

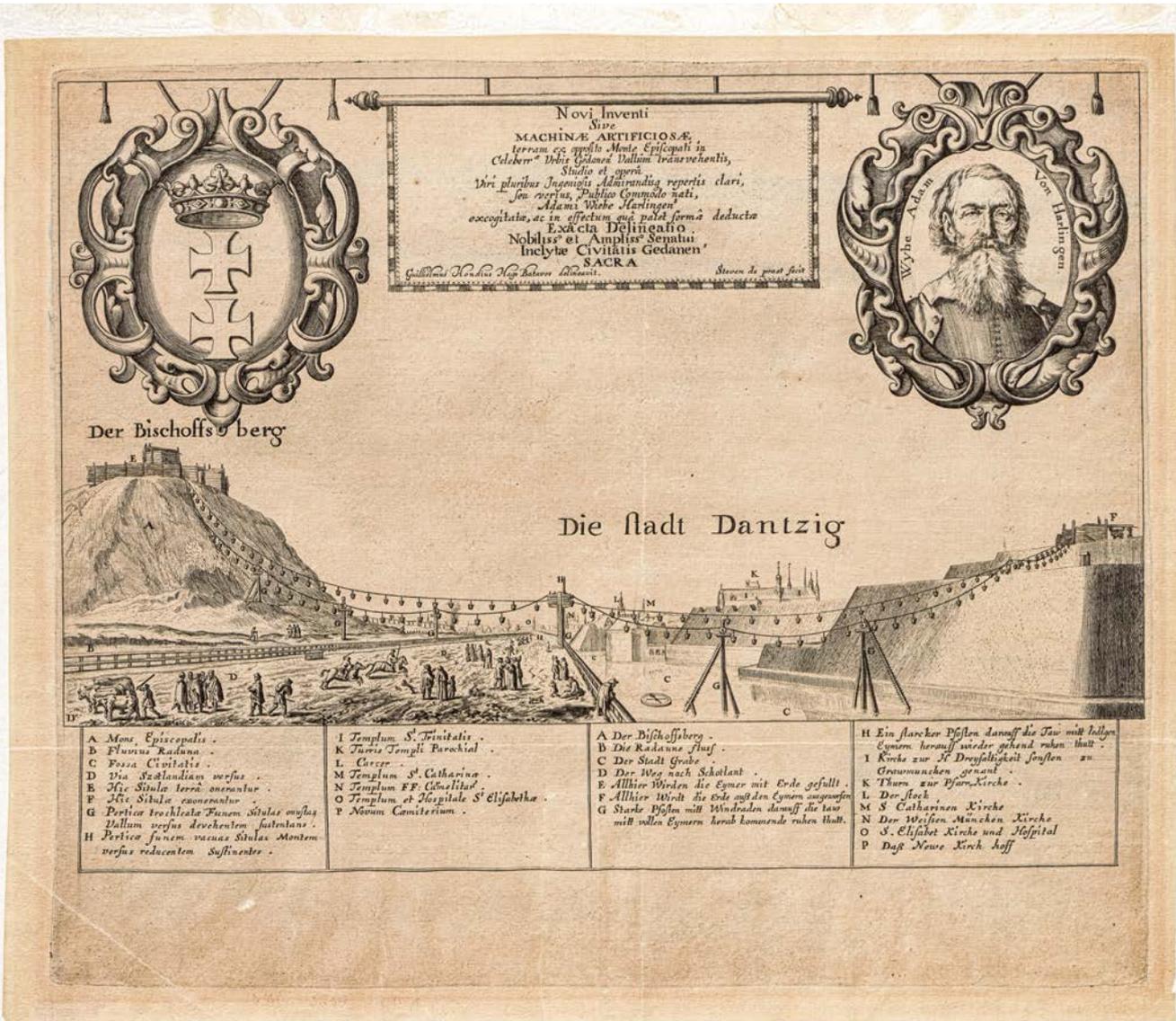
Integration in die Gesellschaft – Wirtschaft und Handel

Wie bereits das Zitat von Charles Ogier zum Ausdruck bringt: Den Einwanderern kam eine bedeutende Rolle in der Kultivierung, Entwässerung und Eindeichung des Weichseldeltas zu. In Danzig selbst stiegen die Mennoniten rasch im Gewerbe und im Handel auf. 1661 waren drei Viertel der Mennoniten Kaufleute, Speditoren und Faktoren, die im Auftrag holländischer Firmen den Handel lenkten. Das restliche Viertel war tätig in der Herstellung und im Vertrieb von Posamentierwaren (d.h. Borten, Litzen und Fran-

sen) und als Spirituosenbrenner. Zu den bekannten Produkten des letztgenannten Zweiges gehörten die Liköre und Branntweine der Firma LACHS, die seit 1598 im Haus ZUM LACHS von Mennoniten hergestellt wurden. Besonders erfolgreich war das *Danziger Goldwasser*. Die Firma STOBBE gelangte mit ihrem Schnaps *Machandel* ebenfalls zu einiger Berühmtheit. Doch Mennoniten waren auch im Ingenieur- und Bauwesen tätig. So zeichnete einer von ihnen, Adam Wiebe, für die Konstruktion der ersten Schwebeseilbahn verantwortlich. Wiebe (1584–1653) baute 1644 eine Materialeilbahn, um die Vorstädtische Bastion in Danzig zu versorgen. Und der Mennonit Peter Willer (1635–ca. 1700) wirkte als Baumeister, Wasseringenieur, Kartograph und Kupferstecher.

Die Mennoniten in Danzig wurden zwar wirtschaftlich erfolgreich, blieben rechtlich jedoch immer in einer unsicheren Lage. Sie verfügten in der Stadt bis zum Jahr 1800 nicht über das Bürgerrecht, was Probleme unter anderem beim Grundbesitz und beim Vererben nach sich zog. Anders gestaltete sich die Situation in Elbing. Dort hatten einzelne Mennoniten schon im 16. Jahrhundert das Bürgerrecht, auch wenn es immer wieder Debatten darüber gab. In Danzig dagegen waren Mennoniten nur „Geduldete“ und durften unter anderem auch nicht Mitglied der Zünfte sein. Somit ließen sich Streitigkeiten über Rechte und Pflichten gut instrumentalisieren, denn es ging um Verdienst und Gewinn sowie um „Marktanteile“ – und das Argument „die Mennoniten stören“ konnte jederzeit aktiviert und reaktiviert werden.

Klagen einzelner Berufsgruppen über die mennonitische Konkurrenz gab es regelmäßig, beispielsweise von den Destillierern Danzigs. 1664 beschwerten sie sich in einer Eingabe an den Stadtrat, dass die Mennoniten in „allerlei Wollust und Üppigkeit leben“ würden, was „wir Distillierer insgesamt nicht einem Mennoniten gleich thun können“. Ihr Wachstum würde vor allem, so die Destillierer, daher kommen, dass sie als große Gruppe fest zueinander hielten und von niemandem anderen, als nur von ihren Glaubensgeschwistern kaufen und an sie verkaufen würden. Auch ihre Grundzutaten würden die Mennoniten bei Schiffsleuten beziehen, von denen der größte Teil Mennoniten sei, die ihnen auch Zucker, Anis und „dergleichen aus Holland umb den besten preiß“ verkauften. Der Vorwurf lautete also nicht nur, die Mennoniten würden sich abseits der zünftischen Normen einigen Wohlstand erarbeiten, sondern bezog sich auch auf die Vormacht konfessioneller Netzwerke, die bis in die mennonitische Produktion und in den mennonitischen Handel in Danzig reichen würden: eine nahezu geschlossene Gesellschaft mit monopolartigen Ausprägungen, was Einkauf und Verkauf betraf. Die Stigmatisierung, die Mennoniten würden als „fremde Sektierer“ den „ein-



*In deep appreciation for the great pleasure which we have enjoyed in your company during our visit in Dantzig, and that you might think of us occasionally,
Dr. Wilhelm Dietrich Peters
Dr. William Dietrich Peters*

Zeitgenössische Darstellung der von Adam Wiebe für Danzig entworfenen und 1644 errichteten Schwebeseilbahn

heimischen“ Gewerbetreibenden in der Stadt die „Butter vom Brot“ nehmen, war da nicht mehr fern.

Konkurrenz waren auch jene Mennoniten, die sich außerhalb Danzigs auf bischöflichem Gebiet, etwa in Alt-Schottland, angesiedelt hatten, von dort mit ihren Gewerben jedoch nach Danzig hineindrückten. Die Danziger Abgeordneten beschwerten sich 1571 beim Landtag von Thorn, dass sich viele Händler auf bischöflichem Gebiet niederließen, die aus allerlei Nationen und aus „schädlichen Sekten“ seien, was ein Hinweis auf Mennoniten war. Diese Neuankömmlinge würden den Bürgern der Stadt Danzig zum Nachteil gereichen, und ihnen „gleich das Brodt aus dem Maul ziehen“. Deswegen sollte man sehr sorgsam und engagiert

solche „schädliche, eigennützige, verdächtige und gotteslästerliche Leute aus demselben Schottlande“, also der Danziger Vorstadt Alt-Schottland, ausweisen. Noch ein wenig schärfer klingt es 1675. Die Mennoniten würden nicht nur im Handel eine Macht darstellen, sondern auch viele Handwerke bestimmen, etwa die Bortenmacher, Schneider, Schuster und ähnliche. All diese würden stillschweigend geduldet, der Bürgerschaft „fast alle Nahrung“ nehmen und „müssen der Mennisten Sklaven sein“. Darüber hinaus würden die Mennoniten in der Stadt „die beste und nahrhaftigste Örter und Wohnungen besitzen“.

Einer der Kritikpunkte gegenüber den Mennoniten bezog sich auf die übliche Verbindung von Handwerk und Handel, so dass

die Forderung vorgebracht wurde, Herstellung und Vertrieb zu trennen, um die machtvolle Stellung der Mennoniten zu brechen. 1648 entschied der Stadtrat daher, im Sinne dieser Forderungen vorzugehen: „Weil Fremde mit Fremden zu handeln nicht befugt und zwischen Bortenschneider und Bortenhändlern ein notwendiger Unterschied zu halten ist.“ Mennoniten beschwerten sich daraufhin und schrieben eine Eingabe an den Rat der Stadt. Sie stellten fest, dass die Bortenschneider bereits seit „Uralten Zeiten“ die Freiheit hätten, mit Passementen (Kordeln und Fransen) zu handeln. Zugleich wiesen sie darauf hin, dass diese ungerechtfertigten Anschuldigungen schon seit längerer Zeit gegen sie verwendet würden. Das gesellschaftliche Klima besserte sich jedoch nicht, sondern der Wind wehte den Mennoniten nun noch etwas rauer um die Nase. In der Folge verließen einige Täufer Danzig und zogen über die Weichsel in die Nehrung sowie in den zur polnischen Krone gehörenden Großen Werder.

Wirtschaftliche Gründe waren auch ausschlaggebend für die Gründung einer Mennonitengemeinde in Königsberg, die 1722 entstand und direkte Verbindungen nach Danzig hatte. Diese neue Gemeinde war zwar geduldet und mit Privilegien ausgestattet, aber ebenfalls nicht dauerhaft gesichert. Seit 1716 hatte es bereits private Versammlungen gegeben – „in aller Stille“ und „ohne rumor“, wie es im Privileg heißt. In diesem Jahr erteilte der Magistrat der Stadt Kneiphof, einer der drei 1724 vereinigten Königsberger Städte, dem Mennoniten Johann Peter Sprunk die Erlaubnis, sich in der inneren Vorstadt niederzulassen, um eine Branntweindestillation zu eröffnen. Der Erlaubnis ging auch hier der Wunsch nach einer Erweiterung der Gewerbe in der Stadt voraus, denn in Königsberg gab es niemanden, der den Branntwein „nach Danziger Art“ destillieren konnte. Das Schlupfloch für einen Mennoniten war also, ein Handwerk zu betreiben, das ein typisch mennonitisches geworden war: die Branntweimbrennerei.

Schwankungen in den Lebensmodalitäten täuferisch-mennonitischer Existenz, die von den jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklungen abhängen und entweder zu wohlwollender Aufnahme oder zu Stigmatisierung führen konnten, lassen sich auch in Elbing nachverfolgen. Dort herrschte eigentlich zunächst ein sehr offenes Klima, das Täufern Chancen auf Niederlassung und wirtschaftliche Entfaltung bot. Dies zeigte sich unter anderem auch daran, dass ihnen das Bürgerrecht gewährt wurde und ihnen erlaubt war, ohne Eidschwur Bürger zu werden. Als sich die wirtschaftliche Lage in Elbing jedoch verschlechterte, wurden die Mennoniten zunehmend als unliebsame Konkurrenz wahrgenommen. Der Rat der Stadt änderte in dieser Zeit seine Politik und installierte kleine Hürden – wie die Zahlung von Schutzgeld oder neue Praktiken beim Eidschwur. Ab 1682 mussten die Mennoniten bei der Eidesleistung mit Ja oder Nein die Hand auf die Brust legen, was sie als Verletzung ihrer Gewissensfreiheit ansahen.

Ähnlich ambivalent gestalteten sich Äußerungen zur Tolerierung der Täufer, die sich in den Schriften der preußischen Kur-



ABBILDUNG: AKADEMIE DER KÜNSTE, BERLIN, KUNSTSAMMLUNG, INV.-NR.: CHODOWIECKI 35

Im Skizzenbuch seiner Künstlerfahrt, die ihn 1773 Von Berlin nach Danzig führte, lernte Daniel Chodowiecki beim Geldwechseln auch den Bankier Abraham Dirksen kennen, einen – wie schon seine Kleidung zu erkennen gibt – strenggläubigen und traditionsgebundenen Mennoniten, den er beim sorgsam-genauen Umgang mit dessen Goldwaage porträtiert hat.

fürsten und Könige finden, wie etwa im Fall König Friedrich Wilhelms I. gezeigt werden kann. Waren die Täufer für die Wirtschaft wichtig, forcierte er ihre Einwanderung. Ergaben sich Probleme oder erbrachten die Täufer nicht den erhofften Nutzen, so zog der König andere Einwanderer vor. Im Zusammenhang mit der Ansiedlung von Mennoniten in Preußisch-Litauen ist das Zitat überliefert: „sehr wahr ist die menonisten schweitzer mein Ruin“. Und weiter heißt es: „Ich will von das geschmeiße mit – Ihre kinder werden nit soldahten – Ist guht solche leutte vor Particulier, aber nit vor groß herren.“ Über die Mennoniten in Krefeld ist dagegen folgende Aussage des preußischen Königs überliefert: „Die Mennonisten wollen zwar nicht in den Krieg gehen, ich muss aber auch Leute haben, die mir Geld schaffen.“

Mennoniten zwischen Absonderung und Integration – kulturelles und geistliches Leben

Das täuferische Leben war nicht nur von seinen äußerlichen Rahmenbedingungen immer wieder Veränderungen unterworfen, sondern auch das kulturelle und geistliche Leben der Gemeinden und ihrer Glieder bewegte sich stets auf einer Skala, die von Traditionalisierung bis Erneuerung und Aufbruch, von der alten Praxis der Absonderung, die als wesentlich für das Glaubensleben gesehen wurde, bis hin zu dem Wunsch ging, als erfolgreiche Kaufleute auch politisch mitsprechen zu wollen – und sich somit aus der Absonderung herauszubehalten. Für die Gemeinden selbst ergaben sich aus diesen Entwicklungen und Veränderungen immer wieder spannungsreiche Diskussionen und Konflikte.

Einen interessanten Einblick in die Debatten, die sich um die Bewahrung des Altbewährten und den Wunsch nach Erneuerung drehten, gibt ein sich im frühen 18. Jahrhundert abspielender Streit um das Tragen von Perücken. In der Zeit entsprach es dem Schönheitsideal, dass auch ein Mann sich eine Perücke – als Statussymbol – auf den Kopf setzte. Die Mennoniten, die man zunächst vielleicht gar nicht damit in Verbindung bringt, dem neuesten Modetrend zu folgen, blieben von dieser Entwicklung nicht unberührt. Angestoßen wurde der sich um das Perücken-tragen drehende Streit durch den Sohn bzw. den Schwiegersohn des Danziger Bankiers Jan van Hoek. Sie waren nach einem Aufenthalt in Amsterdam in ihre Gemeinden Danzig und Markushof im Kleinen Marienburger Werder zurückgekehrt und hatten die neue Mode des Perücken-Tragens mitgebracht, was in der traditionell ausgerichteten mennonitischen Gesellschaft Danzigs für viel Zwistigkeiten sorgte. So verweigerte der Älteste der Mennonitengemeinde den Zurückgekehrten das Abendmahl, denn seiner Meinung nach bedeutete das Tragen von Perücken, gegen die „alte gewohnte“ zu handeln und eine „neuerung“ einzuführen.

Der Streit zog seine Kreise bis in den Stadtrat hinein, der sich einschaltete, da die jungen Männer um Unterstützung gegen die als unrechtmäßig empfundene Kirchenzucht gebeten hatten. Aus den Reihen des Stadtrats kamen denn auch Aufforderungen an die Ältesten der Gemeinde, alle Maßnahmen gegen die jungen Männer zurückzunehmen. Die Ältesten hielten dagegen und wiesen darauf hin, dass man gerade als Mennonit sich ruhig und unauffällig verhalten sollte – und dem stünde das Perücke-Tragen entgegen. Es gäbe, so hieß es, immer genug Leute, die „wünschen, dass wir aus dem Land wären“. Und die Ältesten holten noch weiter aus, indem sie bemerkten, selbst die Fürsten und großen Herren im Land würden keine Perücken aufsetzen, obwohl sie alt seien und „fast keine haar auf dem haubte“ hätten.

Auch die Kunst hatte es unter den Mennoniten des 18. Jahrhunderts schwer, sich in den preußisch-polnischen Gebieten an der Ostsee durchzusetzen, was unter anderem der Maler Enoch Seemann zu spüren bekam. Seemann wurde 1697 vom Ältesten der Danziger Gemeinde, Georg Hansen, gebannt, weil er als Porträtmaler gegen das 2. Gebot gehandelt habe: Du sollst Dir kein Bild machen. Ganz generell ging es in der Auseinandersetzung jedoch schnell um Malerei an sich. Denn die Ältesten brachten auch die Frage in die Diskussion ein, ob Landschaft – eigentlich ja unverdächtig – nicht ebenfalls als „Geschöpf Gottes“ anzusehen sei, und somit gleichermaßen als „nicht malbar“ eingestuft werden sollte. Seemann verteidigte seine Kunst der Porträt- und Landschaftsmalerei vehement und versuchte, seine Kontrahenten mit der Werbung an ihren eigenen Läden zu schlagen. Er argumentierte nämlich, dass die Läden der mennonitischen Krämer auch mit Ladenschildern versehen seien, auf denen Bilder seien – und dies verstoße dann offenkundig doch nicht gegen das Bildnisverbot.

Seemann fand seine Widersacher in der flämisch ausgerichteten Danziger Mennonitengemeinde, die als sehr konservativ galt. Und dies brachte eben eine wesentlich konsequen-

tere und strengere Gemeindezucht mit sich, bei der der Bann keine Seltenheit war. Der bereits zitierte Gesandtschaftssekretär Charles Ogier beschrieb die flamisch geprägten Mennoniten 1636 als „stille, bescheidene, sehr geschickte Handwerker“. Sie trügen eine „gediegene, unauffällige, meist dunkle Tracht“; ihre Frauen hätten an ihren Kleidern, die aus feinen, gewählten Tuchsorten (Camelot und Turquie) bestanden, „keinerlei Borten oder Zierat“. Bestimmte Kleiderfarben, Schuhformen, Kragenarten, Haar- und Barttrachten waren nicht geduldet; auch nicht der Besitz von Spiegeln oder Bildern und eben besonders keiner Porträts.

Simon Rues, ein lutherischer Geistlicher, beschrieb noch 1743 in seinem Werk *Aufrichtige Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der Mennoniten oder Taufgesinnten* die Einfachheit und Schlichtheit mennonitischen Lebens. So würden es die Danziger Mennoniten als Sünde ansehen und auch den Bann aussprechen, wenn eine Familie Gemälde an den Wänden hängen hätte, Möbel mit Porzellan oder kostbaren Gläsern schmückte, – „ja, wenn man gar auf die Thorheit geriethe, wie sie sagen, um sich selbst abmahlen zu lassen; wenn man [...] vor die Obrigkeit gieng, um vor derselben Klage zu führen.“

Nach diesem Streifzug durch das wirtschaftliche und kulturelle Leben der Mennoniten im Land an der unteren Weichsel bleibt festzuhalten: Die täuferisch-mennonitische Landschaft war in den preußisch-polnischen Regionen an der Ostsee äußerst vielfältig, rechtlich und territorial sehr unterschiedlichen Rahmenbedingungen unterworfen und von häufigen kleinräumigen Migrationen, Ansiedlungswünschen und -ablehnungen sowie von Vertreibungen geprägt. Die preußisch-polnischen Gebiete an der Ostsee stehen somit exemplarisch für eine Konstante täuferischer Existenz in der Frühen Neuzeit.

Die Zuwanderung und Duldung von Mennoniten war stets eine hochpolitische Frage; ihre Existenz war prekär und nie auf Dauer gesichert. Die Klagen gegen die Übermacht der mennonitischen Gewerbetreibenden zogen sich in der gesamten Frühen Neuzeit durch die politische Kommunikation der preußisch-polnischen Gebiete an der Ostsee. Und es wird deutlich, dass es jeweils nicht nur eine Momentaufnahme war, die in den Mennoniten eine weitgehend geschlossene Gesellschaft und somit eine Macht am Markt sah. Die konfessionelle Kohärenz wirkte sich bis in Handwerk und Handel aus, wenngleich Tendenzen der soziokulturellen Entwicklung auch bis ins Innere der Gemeinden vordrangen, was die Vielfalt mennonitischen Lebens deutlich macht.

Für die politische Obrigkeit ergab sich eine dauerhafte Spannung zwischen dem Wunsch, die Täufer und Mennoniten zu dulden, weil man sich einen wirtschaftlich-monetären Vorteil erhoffte, und der Reaktion auf die wirtschaftlich motivierten Klagen aus den Reihen der anderen Gewerbetreibenden, dass die mennonitische Übermacht zu groß würde und die „Einheimischen“ zu kurz kämen. Die Mennoniten waren also wirtschaftlich zwar erwünscht und aufgrund ihrer innovativen Handwerke gesuchte Untertanen, doch gleichzeitig in einer insofern ungesicherten Position, als sich für sie der Wind mit der wirtschaftlichen Großwetterlage immer ändern konnte.

Erinnerungsstätten der Mennoniten im Land an der unteren Weichsel

Vom Reichtum des mennonitischen Lebens in Königlich Preußen und – späterhin – in Westpreußen zeugt eine Reihe von bis heute erhaltenen Kirchengebäuden sowie Friedhöfen – und in jüngerer Zeit sind sogar zwei anspruchsvolle Museen hinzugekommen. Die folgende Übersicht erläutert einige besonders wichtige Einträge auf der Landkarte der mennonitischen Erinnerungskultur.



FOTOS: JOHANN PETER WIEBE

WEICHELWERDER-MUSEUM IN TIEGENHOF

Im Jahre 2010 wurde in Tiegenhof (Nowy Dwór Gdański) das Gebäude einer ehemaligen Molkerei zum Weichselwerder-Museum umgebaut, das das Zentrum eines zugehörigen Historischen Parks bildet. Dort wird über die Ortsgeschichte, die Geschichte der Mennoniten und Entwässerungstechniken, aber auch über *STOBBS MACHANDEL* informiert. Eine Sammlung von Gegenständen des täglichen Lebens rundet die Ausstellung ab.



DAS „HOLLÄNDER“-FREILICHTMUSEUM (OLENDRSKY PARK) IN OBERNESSAU

Der Ethnographische Park in Obernessau (Wielka Nieszawka) ist das erste Freilichtmuseum in Polen, das einer Mennoniten-Siedlung gewidmet ist. Diejenige in Obernessau entwickelte sich seit dem 16. Jahrhundert. Anfangs waren die Siedler Mennoniten aus den Niederlanden und Friesland. Im Laufe der Zeit wurde der Begriff „Olender“ aber allgemeiner für diese Siedlungsform verwendet und bezog sich auch auf andere Siedler aus Deutschland oder auch aus Polen, die dann ebenfalls die Privilegien auf der Grundlage des ursprünglich für Siedler aus den Niederlanden eingeführten Rechtssystems genossen. – Der Friedhof der früheren Mennonitengemeinde Obernessau ist heute Teil des Freilichtmuseums.



DIE MENNONITENKIRCHE IN DANZIG

Schon seit 1530 gab es Täufer-Flüchtlinge aus den Niederlanden in Danzig. In der Stadt wurden sie aber nicht geduldet. So wurde der Danziger Vorort Schottland ein „Mennonitischer Ort“. In den 1540er Jahren besuchte Menno Simons in Begleitung von Dirk Philipps Preußen und regelte Gemeindeangelegenheiten. Vermutlich war sein Quartier in Schottland, wo auch Dirk Philipps wohnte, der als Gründer und erster Ältester der Mennonitengemeinde Danzigs gilt.

Die weitere Entwicklung in Danzig wurde für Jahrhunderte von der Spaltung geprägt, die in den Niederlanden unter den Täufern entstanden war und hierher übertragen wurde, so dass sich die unterschiedlichen Gemeinderichtungen der Friesen und Flamen ausbildeten. Beide Gruppen errichteten eigene Bethäuser sowie ein obligatorisch dazugehöriges Hospital oder Armenhaus. Diese Gebäude gingen aber während der Napoleonischen Kriege und der Besetzung Danzigs verloren.

Die Notzeiten veranlassten die beiden Gemeinden, sich im Jahre 1808 zu vereinigen. Nach der Wiederherstellung Preußens wurde dann auch eine gemeinsame Kirche geplant. Das Grundstück wurde 1816 für 1.000 Taler erworben. Sodann errichtet die Gemeinde zunächst das Armenhaus, und am 12. September 1819 wurde die bis heute erhaltene Kirche eingeweiht. 1884 kam ein (auf dem Foto linker Hand anschließendes) Predigerhaus dazu.



FOTO: SPITTFREI03 VIA WIKIMEDIA

ERSTE KIRCHE DER MENNONITEN IN ELBING (1595)

Bis 1900 wurden die Gottesdienste in der traditionellen „versteckten“ Kirche gefeiert. Da es inzwischen auch für Mennoniten möglich wurde, Kirchen zu errichten, die auch nach außen als solche zu erkennen waren, wurde 1900 in der Berliner Straße eine neue, größere Kirche eingeweiht, die bis zur Flucht vor der Roten Armee 1945 als Versammlungsstätte der Mennonitengemeinde Elbing-Ellerwald genutzt wurde. Heute beheimatet das Kirchengebäude eine Gemeinde der Polnisch-Katholischen Kirche (einer Mitgliedskirche der Utrechter Union der Altkatholischen Kirchen).



FOTOS: JOHANN PETER WIEBE

KIRCHE DER MENNONITEN-GEMEINDE ELBING-ELLERWALD (AB 1900)

Jost van Kampen, der bereits 1585 das Bürgerrecht der Stadt Elbing erhielt, konnte ein Grundstück in der Stadt erwerben, auf dem er ein Haus im Stil der niederländischen Renaissance bauen ließ. Das Gebäude gilt als die zweitälteste erhaltene Mennonitenkirche. Hinter der Fassade eines typischen Wohnhauses verbarg sich eine „heimliche Kirche“. Natürlich wusste der Rat um die Nutzung dieses Hauses, aber nach außen durfte es nicht als Kirche erkennbar sein. Im Erdgeschoss befand sich eine Wohnung, darüber der Betsaal mit einer Fläche von 8 x 6 und einer Höhe von 6 Metern. An der Ost- und Westseite befanden sich Emporen. Auch das Dachgeschoss konnte über geöffnete Luken bei stark besuchten Versammlungen mitbenutzt werden.

Nach Ausweitung der Toleranz Anfang des 17. Jahrhunderts wurde über dem Portal die Inschrift: „Kirche der Mennoniten“ angebracht. Bis 1900 diente dieses Gebäude der Elbinger Gemeinde als Kirche. Sodann wurden aus Platzgründen eine neue Kirche gebaut und danach das alte Gebäude verkauft. – Links neben dem Eingang hat der Mennonitische Arbeitskreis Polen 2010 eine Gedenktafel anbringen lassen.



MENNONITENKIRCHE THIENS DORF

In Thiensdorf (Jezioro) hat die schöne, 1865 im neogotischen Backsteinstil gebaute Mennonitenkirche den zweiten Weltkrieg überstanden; sie wurde aber nicht als Kirche weitergenutzt, sondern diente eine Zeit lang als Lagerhalle. Heute steht sie leer.



FRIEDHOF DER MENNONITEN-GEMEINDE HEUBUDEN

Die Gemeinde Heubuden (Stogi) lag im Süden des Großen Werders. Sie war die größte Landgemeinde des deutschen Ostens (mit – im Jahre 1929 – 1.450 Mitgliedern). Ab 1565 gab es mennonitische Pächter in Heubuden. Erst nach fast 200 Jahren, im Jahre 1728, wurde Heubuden als Gemeinde selbstständig und hatte einen eigenen Ältesten. Bis dahin war sie von der Gemeinde Danzig bedient worden; und erst im Jahre 1768 wurde der Gemeinde von dem Bischof in Kulm die Erlaubnis erteilt, eine eigene Kirche zu bauen.

Die Kirche hat den Krieg überstanden, wurde aber 1955 abgebaut. Das Holz wurde für Bauzwecke in der Gegend von Lublin genutzt. Der Friedhof hat viele gut erhaltene Grabsteine.



MENNONITENKIRCHE PREUSSISCH ROSENGART

Die ersten Täufer siedelten sich Mitte des 16. Jahrhunderts im Marienburger Kleinen Werder an. Mennonitische Kirchen bestanden in Markushof (Markusy) und Thiensdorf (Jezioro). 1890 wurde die Kirche in Preussisch Rosengart (Rozgart) im neugotischen Stil erbaut. Sie verfügt – im Gegensatz zu vielen anderen Mennonitenkirchen – über einen Kirchturm sowie eine Glocke. Die Kirche wird heute von einer polnischen katholischen Gemeinde genutzt.



FRIEDHOF DER MENNONITEN-GEMEINDE ROSENORT

Die Gemeinde Rosenort (Różewo) befand sich in dem zu Elbing gehörenden Teil des Großen Werders. Zu der Mennoniten-Gemeinde gehörten 32 Ortschaften. 1754 wurde in Rosenort die erste flämische Mennonitenkirche im Weichsel-Nogat Delta errichtet. Nachdem es unter der preußischen Regierung für Mennoniten unmöglich wurde, neues Land zu erwerben, entschlossen sich viele Rosenorter Mennonitenfamilien zur Auswanderung nach Russland. Am 28. Juli 1788 fand in der Kirche für 152 auswanderungswillige Familien mit insgesamt 919 Personen eine Abschiedsfeier statt. Davon stammten 41 Familien aus dem Ort selbst. Auf dem Friedhof befindet sich der restaurierte Gedenkstein des Ältesten der Gemeinde und Förderers der Auswanderung nach Russland, Cornelius Warkentin.



MENNONITENKIRCHE MONTAU

Die Gemeinde in Montau (Mątwy) besteht bereits seit 1568, als sich eine Reihe von niederländischen Mennoniten aus dem Danziger Werder in der Weichselniederung in und bei Montau niederließen. Laut einer Urkunde im Staatsarchiv Danzig bestand schon 1586 ein mennonitisches Gemeindehaus. Die erhaltene Kirche mit angedeutetem Turm wurde 1898 neu errichtet. Sie wird heute von der Katholischen Kirche genutzt.

In den letzten Jahren wurden auf den Außenflächen um die Kirche Gedenksteine zur Geschichte des Dorfes Montau aufgestellt. Die Texte berichten auch über die Mennoniten, und auf einem der Granitsteine ist ein Bildnis von Menno Simons dargestellt.



MENNONITENKIRCHE OBERNESSAU

Die Gemeinde Obernessau (Mała Nieszawka) war eine der ältesten mennonitischen Gemeinden im westpreussischen Raum. Sie wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts in der Nähe der Stadt Thorn gegründet. Die Mennonitenkirche wurde 1778 errichtet, brannte jedoch im Jahre 1889 durch einen Blitzschlag ab. Mit Hilfe anderer Mennonitengemeinden wurde 1890 eine neue Kirche gebaut. Das Gebäude dient heute einer polnischen katholischen Gemeinde als Kirche.

Das Plautdietsche – die ehemalige Sprache Westpreußens

Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges wurde in Westpreußen neben Hochdeutsch auch noch Niederdeutsch gesprochen. Durch Flucht und Vertreibung kamen die letzten Sprecher und Sprecherinnen allerdings in anderssprachige Umgebungen und wechselten zum Teil zum Hochdeutschen, zum Teil zu anderen niederdeutschen Varietäten. Sie wurden noch als Gewährleute für das *Preußische Wörterbuch* befragt, gaben ihre Sprache aber nicht mehr an die folgenden Generationen weiter. Inzwischen dürften sie nicht mehr sehr zahlreich anzutreffen sein. Ist damit eine weitere sprachliche Varietät unwiederbringlich verlorengegangen?

Die verschlungenen Migrationswege der Sprachgemeinschaft

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir einen kleinen Ausflug vom Nordosten des ehemals deutschen Sprachgebiets in den Südwesten unternehmen: in die Schweiz des 16. Jahrhunderts. Während der Reformation gingen einige Schüler Zwinglis über die von ihrem Lehrmeister umgesetzten Neuerungen hinaus und lehnten die Kindertaufe zugunsten einer auf einem individuellen Bekenntnis beruhenden Taufe Erwachsener ab. Daher nannten sie sich „Täufer“. Von ihren Widersachern wurden sie auch Anabaptisten oder Wiedertäufer genannt, was jedoch nach der Rechtsprechung der katholischen Kirche Verfolgung und gewaltsamen Tod bedeutete. Da sie allerdings auf die Kinder-Taufe verzichteten, war die Bezeichnung gar nicht zutreffend.

Was uns heute als selbstverständlich erscheint, dass man nämlich seinen Glauben oder Unglauben selbst bestimmen oder auch wechseln kann, war damals keine Selbstverständlichkeit. Auf Grundlage des beim Augsburger Reichs- und Religionsfrieden vereinbarten Prinzips „Cuius regio ejus religio“ bestimmte damals die jeweilige Landesherrschaft den Glauben der Untertanen. Dieses Prinzip galt selbst beim Westfälischen Frieden noch, bei dem zwar die Reformierten nun auch als christliche Konfession anerkannt wurden, die Täufer aber nach wie vor ausgeschlossen blieben. Erst während der Aufklärung setzte sich die von den Täufern verfochtene Meinung allgemein durch, dass das Bekenntnis zu einem Glauben eine individuelle Entscheidung sei.

Durch die Verfolgung der Täuferbewegung erreichte man lediglich, dass die Täufer flohen und sich die Bewegung daher schnell ausbreitete, unter anderem in die Niederlande. Als auch hier Verfolgung drohte, floh man bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in das damals noch polnisch-königliche Preußen, das spätere Westpreußen. Die Mennoniten, wie sich dieser Zweig der Täuferbewegung nach einem ihrer führenden Theologen – Menno Simons – nannte, haben also ihre theologischen Ursprünge in der Schweiz, genetisch kommen sie aus Friesland und Flandern. In Preußen hießen die Mennoniten schlicht die „Holländer“, weil sie ursprünglich aus den Niederlanden eingewandert waren und noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts Niederländisch als Kirchensprache praktizierten. Doch in den

Familien sprach man inzwischen nicht mehr Friesisch oder Flämisch, sondern war zum Plautdietschen übergegangen, der in Preußen gesprochene Varietät des Niederdeutschen.

Neben der Erwachsenentaufe war die Konzentration auf die Bergpredigt als das zentrale Grundgesetz des Christentums ein Kennzeichen der Täuferbewegung, vor allem der daraus abgeleitete Pazifismus. Dieser führte immer wieder zu Konflikten mit der Obrigkeit, so beispielsweise als Polen am Ende des 18. Jahrhunderts geteilt und das königliche Preußen nunmehr Preußen zugeordnet wurde. Täuferischer Pazifismus und preußischer Militarismus vertrugen sich nur sehr schlecht, so dass man erneut sein Heil in der Emigration suchte.

Die deutschstämmige Katharina II. führte als russische Zarin im 18. Jahrhundert mehrere Kriege gegen das Osmanische Reich und eroberte die nördliche Schwarzmeerküste. Damals nannte man diese Gegend „Neurussland“, heute liegt sie in der Ukraine. Da die russischen Bauern zu jener Zeit noch Leibeigene waren, suchte die Zarin verstärkt deutschsprachige Siedler, um die Steppe landwirtschaftlich zu nutzen. Dabei war sie gerne bereit, den Pazifismus der Mennoniten zu akzeptieren.

Es trafen also Push- und Pull-Faktoren zusammen, so dass es schnell zu einer Massenauswanderung kam. Es entstanden vier Mutterkolonien, die wichtigsten waren Chortitza am Dnepr und vor allem die größte Kolonie: Molotschna am gleichnamigen Flüsschen. Da man große Familien hatte, wuchs die mennonitische Bevölkerung in Russland sehr schnell und man gründete immer neue Tochterkolonien: in Südrussland, in Sibirien und bis hin zum Amur an der chinesischen Grenze.

In Kirche und Schule sprachen die Mennoniten Hochdeutsch, in der Familie, aber auch in der zivilen Selbstverwaltung der Kolonien war Plautdietsch weiterhin die dominante Sprache.

Zar Alexander II. wollte aus Russland einen modernen europäischen Staat machen. Zu seinen größten Errungenschaften gehörte die Aufhebung der Leibeigenschaft (1861). Aber mit dem wachsenden russischen Selbstbewusstsein waren die Privilegien der in ihrer Parallelgesellschaft wohnenden Mennoniten nun nicht mehr vereinbar. Als diese ehemals unbefristeten („auf ewige Zeiten“ vereinbarten) Privilegien aufgehoben wurden, sollten nun auch mennonitische junge Männer in der Armee dienen. Sofort setzte eine weitere Auswanderung ein, und zwar nach Kanada und in die USA, so dass Plautdietsch nun auch eine Sprache Amerikas wurde.

Als Alexander sah, dass es die Mennoniten mit ihrem Pazifismus ernst meinten und die Gefahr bestand, dass sie alle auswandern würden, vereinbarte er mit den noch Dagebliebenen ein Novum in der Geschichte: einen zivilen Ersatzdienst für Kriegsdienstverweigerer. Diese dienten zunächst in so genannten Forsteien, in denen sie z. B. Bäume fällten oder neue Wälder aufforsteten. Im Ersten Weltkrieg dienten einige Mennoniten Russlands zudem auch als Sanitäter. In diesen Forsteien wurde ausschließlich Plautdietsch gesprochen, und spätestens in dieser Zeit wandelte sich die Religionsgemeinschaft der (osteuropäischen) Mennoniten zu einer Kulturgemeinschaft mit einem eigenen ethnischen Bewusstsein; und ein fester Bestandteil dieser Identität ist das Plautdietsche.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Mennoniten Russlands nach Sibirien deportiert und mussten sich während der so genannten

Kommandantur bis 1956 regelmäßig melden. Dann durften sie innerhalb der Sowjetunion ihren Wohnort frei wählen, mit Ausnahme der eigenen Häuser in den alten Siedlungen, in denen ja nun schon elf Jahre lang Slawen wohnten. So kam es, dass viele sich in Kasachstan sammelten. Die größten Mennonitenkolonien der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren am Altai und in Orenburg.

In Nordamerika wurde der Akkulturationsdruck nach dem Ersten Weltkrieg immer stärker. Die mennonitischen Privatschulen sollten geschlossen, die Sprache des Kriegsgegners sollte durch Englisch ersetzt werden. So kam es erneut zu massenhafter Migration, diesmal nach Mexiko und Paraguay, später von da aus weiter nach Belize und Bolivien sowie in andere Länder Lateinamerikas.

Viele Siedlungsgebiete der Mennoniten haben gemeinsam, dass sie vorher als unbewohnbar galten, etwa das unter dem Wasserspiegel liegende Werder zwischen Weichsel und Nogat oder der in Bezug auf Niederschläge vollkommen unberechenbare Chaco Boreal in Paraguay. Um diese Länder zu erschließen, waren besondere technische Kompetenzen und Fertigkeiten gefordert. Im Werder mussten Deiche, Gräben und Entwässerungswindmühlen gebaut und instandgehalten werden. Dazu war neben der Ingenieurskunst auch eine starke Gemeinschaft gefordert, in der jeder anpacken musste. So entwickelten die Mennoniten ein ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl bei gleichzeitiger Abschottung gegen die als feindlich empfundene Welt, was umso auffälliger ist, wenn man sich den Missionseifer der frühen Täuferbewegung im Süden des deutschsprachigen Raumes und in Nordwesteuropa vor Augen hält. Hier wirkte sich offenbar das Missionsverbot aus, das im Nordosten häufig mit dem Ansiedlungsprivileg verbunden war.

Durch die zahlreichen Wanderungen kommt es, dass das Plautdietsche, die Sprache Westpreußens, inzwischen mehr Sprachteilnehmer in Lateinamerika hat als in Europa: dort leben über die Hälfte der insgesamt etwa 500.000. Und das Plautdietsche ist, anders als so manche niederdeutsche Varietät in Deutschland, keineswegs vom Aussterben bedroht; die Zahl der Sprecher wächst vielmehr durch natürliche Reproduktion, denn vor allem in Mexiko und Bolivien sammeln sich die konservativsten Altkolonier, die Autos und elektrischen Strom ablehnen, sich mit Pferdefuhrwerken fortbewegen und abends bei Kerosinlampen in ihren schlichten Behausungen beisammensitzen: ohne Internet, ohne soziale Netzwerke, ohne Massenmedien. In diesen Gemeinschaften ist Plautdietsch keine bedrohte Sprache, sondern die Sprecherzahl wächst exponentiell. Da Geburtenkontrolle abgelehnt wird, haben die Familien viele Kinder, und dadurch verdoppelt sich die Zahl hier alle 20 Jahre.

Die ans Schwarze Meer emigrierten Mennoniten betrieben zum größten Teil Landwirtschaft, auch wenn sie in Westpreußen andere Berufe ausgeübt hatten. Seit dieser Zeit gilt zumindest für die Anfangsjahre jeder neuen Siedlung weltweit, dass die Mennoniten sich von den Städten (und insgesamt von der als gefährlich empfundenen Welt) fernhalten und bevorzugt in ihren abgelegenen Siedlungen Landwirtschaft betreiben, was dem Erhalt des Plautdietschen zugutekommt.

Seit den 1970er Jahren sind die Mennoniten, die keine der immer wiederkehrenden Chancen, von Russland nach Übersee auszuwandern, genutzt hatten, nach Deutschland emigriert, vor allem nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Im Gegensatz zu Lateinamerika

ist allerdings das Plautdietsche in Deutschland keine Sprache mit exponentiell wachsender Sprecherzahl. Eine Urbanisierung wie in Nordamerika – und zum Teil in Brasilien nach dem Zweiten Weltkrieg – sowie unter den in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus der (ehemaligen) Sowjetunion nach Deutschland emigrierten Mennoniten bedeutet in der Regel eine beschleunigte sprachliche Assimilation an die Mehrheitsgesellschaft.

Das Plautdietsche

Das Plautdietsche hat wie alle niederdeutschen Varietäten die hochdeutsche Lautverschiebung nicht durchgeführt, die alten /p, t, k/ und /d/ bleiben also erhalten: *Pepa* (‚Pfeffer‘), *Tiet* (‚Zeit‘), *koake* (‚kochen‘), *Dach* (‚Tag‘). Und ebenfalls wie die anderen niederdeutschen Varietäten werden die alten langen Vokale /u:, i:/ erhalten, während sie im Hochdeutschen, Niederländischen und Englischen diphthongiert werden: *mien Hus* (‚mein Haus‘).

Doch darüber hinaus war das Plautdietsche in Preußen einige Jahrhunderte lang in Sprachkontakt zum Kaschubischen, einer westslawischen Sprache, und zum Altpreußischen, einer baltischen Sprache. Diese drei indogermanischen Sprachfamilien bildeten in Preußen einen Sprachbund, es kam zu gegenseitiger Beeinflussung, weil man täglichen Sprachkontakt pflegte, etwa auf dem Viehmarkt. Jede Sprache steuerte eigene Bezeichnungen bei, die dann auch von den anderen verwendet wurden. Das Altpreußische, also die baltische Sprache Preußens, ist inzwischen ausgestorben, es sind nur noch Übersetzungen erhalten, die von Geistlichen erstellt wurden. Heute werden nur noch die etwas weiter nordöstlich gelegenen baltischen Sprachen Litauisch und Lettisch gesprochen. Nicht zuletzt ist allerdings die Bezeichnung „Preußen“ ein Dokument dieses baltischen Erbes.

Plautdietsche Lehnwörter aus dem Baltischen sind beispielsweise: *Kujjel* (‚Eber‘), *Kunta* (‚Wallach‘), *klunje* (‚schwer auftreten‘), *Mejal* (‚Mädchen‘). Das ursprünglich ostseefinnische Wort *Laups* (‚Bengel‘) ist vermutlich über eine baltische Sprache entlehnt.

Aus dem Westslawischen stammen etwa: *bille-wea* (‚ein beliebiger‘), *Blott* (‚Schlamm‘), *Tschesnitj* (‚Knoblauch‘), *Gloms* (‚Quark‘), *Kodda* (‚Lappen‘), *Lusch* (‚Tüte‘), *prost* (‚einfach‘), *Schaubel* (‚Bohne‘), *Wruck* (‚Kohlrübe‘), *Kobbel* (‚Stute‘), *Kos* (‚Ziege‘). Es wurden auch hybride Komposita gebildet, wie etwa das im Kaschubischen wie im Plautdietschen gebräuchliche Wort *Kosebock* (‚Ziegenbock‘): Die slawische Ziege gesellt sich zum germanischen Bock.

Manchmal ist es schwer, zu entscheiden, ob slawische Lehnwörter noch aus der westpreußischen Zeit stammen oder ab zirka 1800 aus dem Ostslawischen übernommen wurden. Zur letzten Kategorie zählen mit hoher Wahrscheinlichkeit: *Arbus/Herbus* (‚Wassermelone‘), *Keledetz* (‚Sülze‘), *Lauwtje* (‚Kaufladen‘), *Pastje* (‚Ostergewöhn‘), *Perieschtje* (‚Gebäck mit Füllung‘), *Ssaula* (‚Speck‘), *Trubb* (‚Rohr‘), *Wrenitje* (‚Teigtaschen‘). Einige französische Wörter wurden über das Russische entlehnt: *Kenvart* (‚Briefumschlag‘), *Kestroll* (‚Kochtopf‘), *Teberettje* (‚Hocker‘).

Neben den Sprachen der westpreußischen Umgebung zeugen einige niederländische Lehnwörter, die bis heute gebräuchlich sind, davon, dass die Mennoniten bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ihren Gottesdiensten das Niederländische tradierten: *Komm* (‚Schüs-

sel'), *litjne* (,ähneln'), *mak* (,zahn'), *maklich* (,bequem'), *Mau/Meiw* (,Ärmel'), *Tjressbea* (,Stachelbeere'), *Ohlbassem* (,Johannesbeere'), *Lint* (,Hosenbund'), *Schafott* (,Treppenabsatz vor der Haustür'), *Spal* (,Spange'), *Stoot* (,Weile'), *Tjniapa* (,Käfer'), *Tjwiel* (,Spucke'), *Trubbel* (,Scherereien'), *vandoag* (,heute'), *voaken* (,häufig') etc.

Das plautdietsche Wort für Mädchen (*Mejal*, vgl. *Marjell*) ist aus dem Baltischen entlehnt, die lettische Entsprechung aus dem Niederdeutschen. Vermutlich trafen sich die drei Sprachgruppen also nicht nur auf dem Viehmarkt, sondern auch auf der Tanzfläche.

Ein weiterer Schwerpunkt plautdietscher Entlehnung aus dem Slawischen besteht in Bezeichnungen für Speisen (*Borscht*, *Arbus*, *Perieschtje*, *Wrenitje* etc.), was wohl darauf zurückzuführen ist, dass viele Mennoniten in Russland slawisches Küchenpersonal beschäftigten und dieses die aus Westpreußen mitgebrachte Speisekarte aus der eigenen Esskultur bereicherte.

In einem Sprachbund kommt es jedoch nicht nur zu lexikalischen Entlehnungen, auch andere Bereiche der Grammatik sind betroffen. So können auch folgende phonetische Erscheinungen des Plautdietschen durch die Umgebungssprachen zumindest begünstigt worden sein: /k/ und /g/ werden in palataler Vokalumgebung palatalisiert: *Tjinja* (,Kinder'), *Maltj* (,Milch'), *jewe* (,geben'), *jreen* (,grün').

Während in den hochdeutschen Dialekten die Umlaute häufig entrundet werden (vgl. die hochdeutsche Aussprache der unten aufgeführten Beispiele ,Leute', ,schön', ,müde', ,grün'), ist das im Niederdeutschen in der Regel nicht der Fall. Das Baltische und Slawische kennt keine Umlaute, daher könnte deren Entrundung im Plautdietschen damit zusammenhängen: *Lied* (,Leute'), *scheen* (,schön'), *meed* (,müde'), *jreen* (,grün').

Sprachpolitik

Während das Plautdietsche global keineswegs bedroht ist, sinkt die Zahl der Sprecher in Deutschland vermutlich. Genaue Zahlen sind nicht verfügbar, doch stellen wir fest, dass in immer weniger Familien mit den Kindern noch Plautdietsch gesprochen wird. Damit hat das Plautdietsche ähnliche Probleme wie das Niederdeutsche in Deutschland insgesamt. Was in der Familie nicht mehr gewährleistet ist, muss durch sprachpolitische Maßnahmen aufgefangen werden. So wird in Norddeutschland inzwischen Niederdeutsch als Schulfach angeboten. Leider sind wir mit dem Plautdietschen noch nicht so weit, doch wenn wir das Plautdietsche auch in Deutschland erhalten wollen, kommen wir nicht umhin, es durch sprachpolitische Maßnahmen zu schützen.

Die Plautdietsch-Sprecher sind im Verein der Plautdietsch-Freunde e. V. organisiert. Dieser gemeinnützige Verein widmet sich der Pflege, Dokumentation und Förderung der plautdietschen Sprache, Literatur und Kultur. Sitz dieser politisch und religiös unabhängigen internationalen Organisation ist Detmold. Der Verein entsendet zwei Delegierte in den Bundesrat für Niederdeutsch, eine sprachpolitische NGO, die sich zum Ziel gesetzt hat, darauf zu achten, dass der Bund und die acht Bundesländer, die die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen unterzeichnet und sich damit zu Niederdeutsch, und damit auch Plautdietsch, als schützenswertem Kulturgut bekannt haben, ihrer Selbstverpflichtung nachkommen. Zu diesen Maßnahmen gehört z. B., dass das Niederdeutsche im Bildungswesen,

in Justiz und Verwaltung, in den Medien, im wirtschaftlichen und sozialen Leben gleichberechtigt neben dem Standarddeutschen verwendet werden kann oder dass nicht nur Kinder, sondern alle Interessenten die Möglichkeit bekommen sollen, die Sprache zu erlernen. Durch die Zusammenarbeit mit den anderen Delegierten setzen wir uns als Mitglieder des Vereins im Bundesrat für Niederdeutsch für das Niederdeutsche im Allgemeinen und das Plautdietsche im Speziellen ein, damit Plautdietsch nicht nur in Lateinamerika, sondern auch in Deutschland eine Zukunft hat.

Als abschreckendes Beispiel sollte uns Kanada dienen, wo nach dem Zweiten Weltkrieg in den Familien fast gar nicht mehr Plautdietsch gesprochen wurde. Lange war Plautdietsch daher in Kanada eine Rentnersprache und wurde fast nur noch in Altenheimen gesprochen. Inzwischen sind allerdings aus wirtschaftlichen Gründen viele Mennoniten aus Lateinamerika wieder nach Nordamerika zurückgewandert und haben das Plautdietsche glücklicherweise zurückgebracht.

Die Geschichte des Plautdietschen in Kanada sollte uns lehren, dass wir junge Eltern ermutigen sollten, mit ihren Kindern Plautdietsch zu sprechen. Darüber hinaus muss es Angebote an Schulen geben. Dazu würden sich beispielsweise die mennonitischen Privatschulen in Deutschland eignen, da in ihnen sehr viele Kinder einen plautdietschen Hintergrund haben.

Neben dem Verein der Plautdietsch-Freunde e. V. ist der TWEeback VERLAG eine Institution, die dem Spracherhalt des Plautdietschen dient. Er bietet plautdietschen Autorinnen und Autoren eine Möglichkeit, ihre Werke zu veröffentlichen. In diesem Verlag erscheinen auch Standardwerke zum Plautdietschen wie eine Grammatik, das wichtigste Wörterbuch (Plautdietsch – Deutsch – Englisch), Bücher zur Mennonitischen Architektur in der Ukraine oder zur plautdietschen Volkskultur.

Um das Plautdietsche in Deutschland zu erhalten, gibt es noch einiges zu tun. Das Problem ist erkannt, es bieten sich auch Lösungsmöglichkeiten an, doch wir stehen erst am Anfang.

st Heinrich Siemens

ALS PLAUDIETSCHES SPRACHBEISPIEL SOLL HIER DAS VATERUNSER DIENEN:

Ons Voda em Himmel!
Dien Nome woat jeheilicht.
Dien Ritj saul kome.
Dien Welle saul jedone woare aus em Himmel soo uck oppe Ed.
Ons Broot fe dissem Dach jeff ons vandoag.
En vezeih ons onse Schult,
soo aus uck wie onse Schuldna vezeihe.
En brinj ons nich enn Vesetjinj,
oba rad ons vom Beesen.
Dient ess daut Ritj en dee Krauft
en dee Harrlichtjeit enn Eewichtjeit.
Amen.

*Eine ausführlichere Probe des Plautdietschen
bietet in diesem Heft die Weihnachtsgeschichte
nach Lukas (auf S. 36).*

Der Mennonitische Arbeitskreis Polen (MAP)

400 JAHRE LANG WAR DAS GEBIET an der unteren Weichsel für die Mennoniten Heimat. Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges mussten alle Deutschen diese Heimat verlassen. Von den bis dahin in enger Gemeinschaft lebenden Mennoniten emigrierten ca. 3.000 nach Kanada, 900 nach Uruguay, die übrigen fanden, allerdings weit verstreut, eine neue Bleibe in Westdeutschland.

Lange war es aus politischen Gründen schwierig, das nunmehr zu Polen gehörende Weichseldelta zu besuchen. Dennoch reisten aus dem Weichseldelta stammende Mennoniten und deren Nachfahren schon vor der Wende 1989 in ihre frühere Heimat. Es war insbesondere Peter J. Foth, Pastor der Mennonitengemeinde Hamburg-Altona, der schon früh solche Gruppenreisen organisierte. Aussöhnung mit Polen und die Begegnung mit der ehemaligen Heimat waren die Hauptmotive dieser Reisenden.

Bereits in den frühen 1990er Jahren bildeten sich Vereine von Mennoniten in den Niederlanden und den USA. Sie bemühten sich intensiv um die Renovierung mennonitischer Friedhöfe im ehemaligen Westpreußen, und es wurden Kontakte mit polnischen Organisationen aufgenommen und gepflegt. Die Erfahrungen der Vereine aus den Niederlanden und USA führten zu dem Wunsch, nun auch in Deutschland einen Verein der direkt Betroffenen ins Leben zu rufen. So wurde 2004 der Mennonitische Arbeitskreis Polen gegründet. Die Gründungsversammlung wählte Frank Wiehler zum Vorsitzenden.

Zu den Zielen des Vereins gehört die Pflege der 400-jährigen Geschichte der Mennoniten entlang der Weichsel, die Förderung des historischen Bewusstseins und Bewahrung des Mennonitischen Erbes im heutigen Polen sowie die Zusammenarbeit mit Organisationen, Museen und Schulen in der Region. Zudem arbeitet er mit den mennonitischen Schwesterorganisationen in den Niederlanden und Nordamerika, dem Mennonitischen Geschichtsverein und der Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland (AMG) zusammen. Eine weitere zentrale Aufgabe bildet die Veranstaltung von Reisen nach Polen für Mitglieder und Freunde.

Es gelang über viele Jahre, junge Mennoniten aus Deutschland und den Niederlanden für ein Workcamp in Polen zu begeistern. Sie renovierten eine polnische Schule in Tiegenhof und den ehemaligen mennonitischen Friedhof in Orloffelfelde. Der MAP kofinanzierte dieses Projekt.

Als weiteres Vorhaben animierte der MAP in Zusammenarbeit mit der EU

Schüler eines Gymnasiums in Elbing und auf dem Weierhof, im Rahmen ihrer Möglichkeiten die Geschichte der Mennoniten in ihrer Region zu erforschen. Sie publizierten die Ergebnisse auf Polnisch, Deutsch und Englisch gemeinsam in einem Buch. Der MAP spendete der Elbinger Schule einen größeren Betrag zur Deckung der Druckkosten, und zur feierlichen Präsentation der Publikation in Elbing erschienen der Bürgermeister, der Bischof und der deutsche Konsul aus Danzig.

Ein fruchtbares Zusammenwirken entwickelte sich auch bei der Mitgestaltung einer Ausstellung des Danziger Historischen Museums, die dem Thema „Mennoniten in der Weichselniederung – Das gerettete Erbe“ gewidmet war. In Kooperation mit dem Mennonitischen Geschichtsverein brachte der MAP Exponate ein und verfasste Beiträge für den sehr umfangreichen polnischsprachigen Ausstellungskatalog, in dem die Geschichte der Werder-Mennoniten ausführlich dargestellt ist. An der feierlichen Eröffnung der Ausstellung im Juli 2008 nahm eine Reisegruppe des MAP teil.

Der polnische *Klub Nowodworski* in Tiegenhof lädt alle zwei Jahre zu einer sogenannten „Mennonitenkonferenz“ ins Weichseldelta ein. Der MAP nimmt regelmäßig an diesen Treffen teil. Diese Konferenzen stoßen bei der gastgebenden polnischen Bevölkerung auf ein wachsendes Interesse. So beteiligen sich die heutigen Bewohner ehemals mennonitischer Dörfer anlässlich von Dorffesten und gemeinsamen ökumenischen Gottesdiensten aktiv an den Begegnungen mit den „Ehemaligen“. Dieser Wandel zu einer positiven Wahrnehmung und Einschätzung ist hoch erfreulich und soll weiterhin stabilisiert werden.

Auf Initiative des MAP-Vorsitzenden Frank Wiehler wurde Bolesław Klein, dem Präsidenten des Tiegenhofer Klubs, im Juli 2012 unter großer Anteilnahme der polnischen Bevölkerung und zahlreicher Mennoniten aus Deutschland, den USA und den Niederlanden das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Damit wurde er dafür geehrt, dass er sich über Jahrzehnte um die Wiederbelebung und Festigung der Erinnerung an die 400-jährige mennonitische Präsenz im heutigen Polen verdient gemacht hatte.



Treffen des MAP mit einer niederländischen Reisegruppe und Polen aus der Region in Christfelde (Chrystkawa), Kr. Schwetz (2017)

FOTO: FRITZ SCHUIZ

Die regelmäßigen Busreisen des MAP bieten viele Gelegenheiten, Kontakte zu polnischen Vereinen, Bürgermeistern, Pastoren und Freunden zu pflegen. Seit November 2013 stehen die ehemaligen mennonitischen Friedhöfe in Polen unter Denkmalschutz. Der Zerstörung und dem weiteren Verfall von Grabstätten dürfte dadurch endlich Einhalt geboten werden.

Im Jahre 2019 konnte ein besonders schützenswerter Grab- und Gedenkstein, der für den Ältesten Cornelius Warkentin in Rosenort errichtet wurde (und unter den „Erinnerungsstätten“ bereits vorgestellt worden ist), durch eine Initiative des MAP restauriert und neu errichtet werden. Angeregt durch die Wiederherstellung der Gedenktafel forschen nun auch polnische Historiker über das Leben des Ältesten Warkentin, der, nach mehreren vergeblichen Versuchen, bei Besuchen in Berlin die rigide antipazifistische Haltung der preußischen Regierung abzumildern, ab 1788 die Auswanderung der Mennoniten nach Russland förderte und die dortige Neuansiedlung begleitete.

Durch den Einsatz unserer Vereine in Amerika, den Niederlanden und in Deutschland erfährt die Geschichte der Mennoniten in Polen ein immer größeres Interesse. Gute Kontakte bestehen zu Historikern, die auch über die Zusammenhänge der mennonitischen Geschichte forschen. Nach wie vor ist die Verbindung mit dem *Klub Nowodworski* in Tiegenhof besonders intensiv. Vielversprechend sind in jüngerer Zeit zudem die Beziehungen zum Ethnographischen Museum in Thorn, zum Freilichtmuseum in Obernessau und zur Historischen Fakultät der Nikolaus-Kopernikus-Universität zu Thorn. Die Geschichte der Tür aus Schönsee, die im Anschluss an diesen Beitrag als Exemplum unserer Tätigkeit ausführlich geschildert wird, hat uns jüngst noch enger mit dem „Olender“-Museum verknüpft. Dessen Bemühungen, über solche Relikte hinaus alle Informationen zum Leben der Mennoniten in Polen zu sammeln und zu veröffentlichen, wollen wir als Mitglieder des MAP nach Kräften unterstützen.

Neben diesen offiziellen Kontakten bestehen Verbindungen zu örtlichen Vereinen und interessierten Einzelpersonen. Für die nach dem Zweiten Weltkrieg nun schon dritte und vierte in Polen lebende Generation ist das vorher von Deutschen bewohnte Land Heimat geworden. So suchen sie nach Informationen zu den früheren Bewohnern, zur Geschichte der einzelnen Gebäude, zu den Sitten und Gebräuchen. Es kommen Anfragen zu den früher üblichen Hofmarken der Gehöfte, zu bestimmten Rezepten und zu eigentümlichen Gebräuchen wie z. B. der Gänseverwürfelung.

Die regionalen Fernsehprogramme erstellen Reportagen über die Mennoniten. Aktuell beginnt das vom Museum für polnische Geschichte finanzierte *Mennonici*-Projekt, in dem die Geschichte der Mennoniten im gesamten Gebiet des heutigen Polen betrachtet wird. Auch Orte, die schon vor etwa 200 Jahren von Mennoniten verlassen wurden, werden berücksichtigt. In diesem Rahmen wurde bereits zu ersten Vorträgen eingeladen.

Um die Geschichte gerade auch an die junge Generation weiterzugeben, werden Jugendfreizeiten in Polen vom MAP bezuschusst. Die jüngste Veranstaltung dieser Art fand im Sommer 2021 statt. Unsere Partnerin in den Niederlanden, die *Doopsgezinde Stichting Nederlande-Polen* plant vorerst zwar keine Reisen nach Polen; Treffen mit amerikanischen Vereinigungen finden aber weiterhin – wie z. B. noch 2019 –

regelmäßig statt. Vorsitzender der *Mennonite-Polish Studies Association* ist derzeit Prof. Mark Jantzen, Historiker am Bethel Collage in North Newton, Kansas. Eines seiner Forschungsgebiete bildet die Geschichte der Mennoniten in Preußen. In diesem Rahmen wurden mit Studentengruppen Teile der in Marienburg lagernden Grundbücher digitalisiert. Mark Jantzen veröffentlichte zudem 2010 die Monographie *Mennonite German Soldiers. Nation, Religion and Family in the Prussian East, 1772–1880* und gab Ende 2020 in den *Transnational Mennonite Studies* gemeinsam mit John D. Thiesen den Band *European Mennonites and the Holocaust* heraus.

Dieser Überblick dürfte einen hinreichenden Eindruck von den Aktivitäten des MAP vermittelt haben. Alle diese Bemühungen verfolgen das Ziel, gemeinsam unsere Geschichte zu pflegen und uns dabei näherzukommen. Für uns Mennoniten geht es dabei wesentlich um die Aufgabe, die Geschichte der Mennoniten und unserer eigenen Familiengeschichten zu teilen und weiterzugeben sowie den jetzigen Bewohnern die historischen Zusammenhänge als tragende Komponenten der jeweiligen Ortsgeschichten zu erschließen und zu vermitteln. Auf diese Weise führt uns die Geschichte zusammen, hilft uns, Vorurteile abzubauen, und trägt zur weiteren Verständigung und Versöhnung bei.

st Johann Peter Wiebe

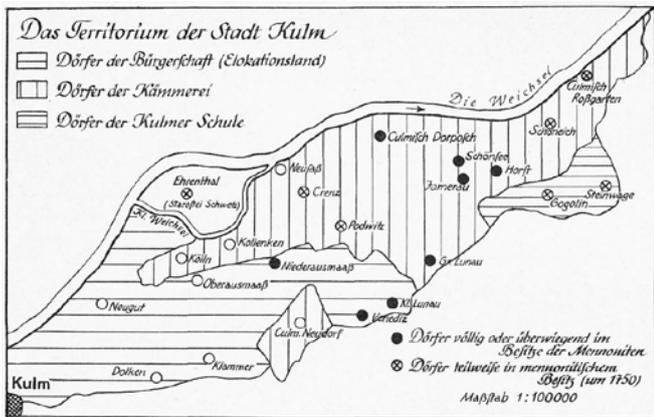
Zeugnisse des mennonitischen Gemeindelebens in Schönsee

IM WEICHSALTAL ZWISCHEN DEN STÄDTEN KULM UND GRAUDENZ lebten schon seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Täufer. Im Jahre 1535 waren sie, nach dem Ende des Wiedertäufer-Reichs in Münster, aus Mähren ausgewiesen worden. Ein Teil zog von dort aus nach Norden und erhielt nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Schlesien in dem zu Polen gehörenden Weichselthal eine dauerhafte Duldung. Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts folgen dann weitere mennonitische Siedler mit niederländisch-niederdeutschem Hintergrund. Zentrum der Mennoniten in der Kulmer Stadtniederung wurde das Dorf Schönsee (Sosnówka).

1618 erhielt die Gemeinde die Erlaubnis zum Bau einer Kirche, die an den Wochentagen als Schule genutzt wurde. Die als Holländeransiedlungen bezeichneten Dörfer legten Wert auf die Ausbildung ihrer Kinder. Die Unterhaltung eigener Schulen ließen sie sich in den Pachtverträgen bestätigen. Die Kirche war ein aus Schurzbohlen errichteter einfacher Holzbau mit Reetdach. Die Gestaltung durfte nicht an eine Kirche erinnern. Im Jahre 1773 wurde das Gebäude renoviert. Dies bezeugt die Inschrift in einer oberen Türzarge: „Die Alte Schul Anno 1618 Anno 1773 gebaut“.

EINE TÜR AUF REISEN

Im Januar 1945, nach der Flucht der Einwohner, blieb die Kirche unbeschädigt erhalten, wurde aber nicht mehr genutzt. So verfaulte zunächst das Reetdach, dann der Dachstuhl, und schließlich wurde die Kirche abgerissen. Ein Pole rettete die Eingangstür und den Balken mit den Jahreszahlen, brachte beides Anfang der 1990er Jahre nach Holland und bot die Gegenstände dort zum Verkauf an, weil für mennonitische Relikte solcher Art damals in Polen kein Interesse vorhanden war; trotzdem war der Export freilich illegal.



Die Kulmer Stadtniederung im Weichseltal zwischen Kulm und Graudenz



Lage von Kirche und Friedhof im Dorf Schönsee – Auswanderer nahmen den Ortsnamen Schönsee übrigens nach Russland mit und vergaben ihn bei vielen Neugründungen. Nach den weiteren Wanderungen von Russland aus nach Nord- und Südamerika wurden dort weitere Dörfer mit dem Namen „Schönsee“ gegründet.

In Holland gab es bereits die grenzüberschreitende mennonitische Kulturstiftung DOOPSGEZINDE STICHTING NEDERLANDE-POL-

LEN. Sie versuchte schon in dieser Zeit, mennonitisches Kulturgut in Polen zu bewahren und den heutigen Bewohnern die Geschichte der Mennoniten näherzubringen. Arno A. Thimm, der in jener Zeit Pastor der Gemeinde in Haarlem war, kaufte die Tür und bewahrte sie auf, obwohl sich viele Interessenten fanden und auch ein reges Kaufinteresse bestand, sie für verschiedene Ausstellungen zu erwerben.

Arno A. Thimm entschied sich schließlich, die Tür im Namen des MAP an Polen zurückzugeben und nahm auch selbst an unserer diesjährigen Reise teil. Die Ankündigung, dass die Tür zurückgeführt würde, löste bei unseren Partnern in Polen große Begeisterung aus. Nachdem die Tür von uns in Haarlem abgeholt worden war, wurde sie für drei Wochen in der Mennonitengemeinde Bechterdissen ausgestellt. Von dort machte sie sich am 25. August auf die Reise zurück nach Polen. An verschiedenen wichtigen Orten der Mennoniten – in Danzig, Elbing, Elbing-Ellerwald, Rosenort, Thiensdorf und Obernessau hielten wir Einkehr. Am 1. September wurde die Tür dann feierlich an das Freilichtmuseum OLENDERSKI PARK übergeben. Der Leiter des Ethnographischen Museums Thorn, Dr. Hubert Czachowski, hielt eine Ansprache, und Arno A. Thimm erzählte von der Geschichte der Tür in den Niederlanden. Das Ereignis war regional so bedeutend, dass Fernsehteams nicht nur die Übergabe aufnahmen, sondern auch Arno A. Thimm ausführlich interviewten.

Im Freilichtmuseum erhält die Tür nun einen neuen Platz der Erinnerung. Dort ist für sie und den Balken ein eigener Ausstellungsraum reserviert.



Der Gedenkstein aus dem Jahre 1911



Tür und Balken in der Kirche in Haarlem

DIE ERINNERUNG AN EINE GROSSZÜGIGE GABE IM JAHRE 1806

Ein weiteres wichtiges Zeugnis der Gemeinde- und Ortsgeschichte von Schönsee bildet ein Gedenkstein, der im Jahre 1911 neben der Kirche errichtet worden war. Seine Inschrift lautet:

Abraham Nickel aus Jamrau, Diakon der Gemeinde Schönsee, überreichte in schwerer Zeit im Auftrage der Mennonitengemeinden Ost- und Westpreußens dem Könige Friedrich Wilhelm III am 8. November 1806 in Graudenz eine Anerbietungs-Urkunde über einen freiwilligen Beitrag von 30.000 Talern.

Schönsee, den 8. Juni 1911

Die Westpreussischen Mennonitengemeinden

Bei dieser Begegnung nahm der preussische König, der sich, nachdem Napoleon Berlin eingenommen hatte, mit seiner Frau auf der Flucht nach Ostpreußen befand, die großzügige, für die Versorgung von Kriegerwitwen gedachte Gabe der Gemeinden ebenso huldvoll wie dankbar an und sicherte den Mennoniten sein fortwährendes Wohlwollen zu.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Stein von seinem Sockel gestoßen und lag viele Jahre neben der langsam verfallenden Kirche von Schönsee. Späterhin fand er neben der katholischen Kirche des Nachbarorts Schöneich (Szynych) einen neuen Platz und erinnert die Besucher nun dort an die jahrhundertelange mennonitische Siedlungstätigkeit im Weichseltal.

✚ Johann Peter Wiebe



Foto aus dem Jahre 1978 – Durch einen in der oberen Türzarge eingesetzten Balken war in der Nachkriegszeit leider ein Teil der Inschrift zerstört worden.



Die Marienburg von Osten (2016)

DAS SCHLOSSMUSEUM MARIENBURG 1961–2021

Zum Jubiläum eines komplexen Erinnerungsorts

Von Bartosz Skop

Das Schlossmuseum Marienburg – eines der größten und bedeutendsten polnischen Museen – ist am 1. Januar 1961 gegründet worden und begeht im laufenden Jahr somit sein 60. Jubiläum. Während dieser Jahre hat sich die Institution einen ausgezeichneten Ruf erworben. Sie verfügt über reiche Sammlungsbestände, erbringt vorbildliche konservatorische Leistungen und ist zu einem internationalen Forschungszentrum geworden.

Anscheinend entsteht die Marienburg – wie ein Phönix aus der Asche – immer wieder aufs Neue und bildet bis heute ein vitales Denkmal für die Geschichte des Landes an der unteren Weichsel. Dabei war es ein langer Weg, den dieses von mannigfachen militärischen wie ideologischen Auseinandersetzungen geprägte Bauwerk bis hin zum heute international renommierten Museum und Touristenmagneten zurückgelegt hat.

DAS SCHLOSS IN DER NACHKRIEGSZEIT

Am Ende des Weltkrieges galt die Stadt Marienburg mit ihren großen und wichtigen Nogat-Brücken als ein zentraler strategischer Punkt. Erste sowjetische Panzer erreichten die Stadtgrenze am 23. Januar 1945. Zunächst vollzogen sich die Kämpfe in der Stadtmitte, und danach konzentrierten sich die Gefechte auf das Terrain der Burg – bis die deutschen Truppen in der Nacht vom 9. auf den 10. März die Stadt verließen. (Andere Quellen datieren das Ende der Auseinandersetzungen erst auf den 17. März.) Die Folgen der militärischen Operationen waren verheerend, denn sowohl die Stadtmitte als auch das Schloss – insbesondere die Ostseite – lagen in Trümmern.

Zunächst war nicht klar, ob die Burg überhaupt wieder aufgebaut würde. Einige national gesinnte polnische Kreise vertraten die Meinung, dass dieses Bauwerk als Inbegriff der Ordensherrschaft und des preußischen Imperialismus und Militarismus abgebaut werden sollte und

dass das dadurch gewonnene Baumaterial besser für die Wiedererrichtung der zerstörten polnischen Städte zu nutzen wäre.

Unabhängig von solchen Überlegungen stellte sich zuallererst die Aufgabe, die Burgruine zu sichern. Während der ersten zwei Monate nach der Besetzung durch die Rote Armee kümmerte sich niemand um das Schloss, so dass es viele Plünderer anlockte. Das Referat für Kultur und Kunst des neu gebildeten städtischen Kreisamts, das sich daraufhin um den Schutz der Bestände bemühen sollte, hatte zu wenige Mitarbeiter und konnte den Dieben keinen Einhalt gebieten. Deshalb wurde der Komplex am 22. August 1945 zur ersten Filiale des Museums der polnischen Armee in Warschau erklärt. Auf diese Weise gelangten bedeutende Kunstwerke in die polnische Hauptstadt und werden dort bis heute verwahrt. Da man sich inzwischen gegen den Abriss der Burg entschlossen hatte und sie primär als architektonisches Denkmal verstand, wurden auch erste Überlegungen zur Sanierung einzelner Partien angestellt.



Die Marienburg von Osten nach der Zerstörung (ca. 1947)

1950 kam ein neuer Inhaber ins Spiel: die Polnische Gesellschaft für Touristik und Landeskunde, die den Wiederaufbau aber nicht zu fördern vermochte. Erst 1957, nachdem das Marienburger Komitee für den Wiederaufbau des Schlosses gebildet war und die Verantwortung übernommen hatte, wurden Sanierungsarbeiten in Angriff genommen. Zugleich rückte die Möglichkeit einer Museumsgründung in den Blick. Die Genehmigungsverfahren kamen in Warschau nur schleppend in Gang, beschleunigten sich aber, nachdem ein Brand in der Nacht vom 7. auf den 8. September 1959 die Dächer des Großen Remters und des Nordflügels im Mittelschloss beschädigt hatte. Im September 1960 erließ der Minister für Kultur und Kunst eine entsprechende Verordnung, durch die das Schlossmuseum zum 1. Januar 1961 konstituiert wurde.

DIE BURG ALS MUSEALES GEBÄUDE

Die Gründung des Museums förderte die Planung und Realisierung eines Wiederaufbaus. Bislang waren vor allem nur viele Tonnen Schutt entsorgt und – nicht zuletzt aufgrund der geringen Finanzmittel – klei-

ner Reparaturen ausgeführt worden. Ende der 1950er Jahre hatten sich dann polnische Konservatoren und Kunsthistoriker mit verschiedenen Konzeptionen eines Wiederaufbaus beschäftigt und waren zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen gelangt, die von einer vollständigen Restaurierung bis zur Erhaltung des Schlosses als einer Halbruine zum Gedenken an die Tragödie des Zweiten Weltkrieges reichten. Begonnen wurde in dieser Phase auch schon konkret mit dem Wiederaufbau der St. Annenkapelle im Hochschloss, bei der die Mauern bis zur Etage der darüberliegenden Marienkirche hochgezogen wurden. Diese Arbeiten fanden in den Jahren 1966 und 1967 sowie in der ersten Hälfte der 1970er Jahre mit der Wiederherstellung des Fenstermaßwerks und der Fenstergitter ihre Fortsetzung.

1966 wurde dann der Hauptturm wiedererrichtet. Im Kreis der Denkmalpfleger war zuvor debattiert worden, ob dabei möglicherweise auch die Renaissancebekrönung oder der Barockhelm aus der polnischen Zeit den Abschluss bilden könnten. Stattdessen entschied man sich aber für eine dem Mittelalter entsprechende Form, die von



St. Annenkapelle (2013)



Der Große Remter im Mittelschloss (2014)



FOTO: WŁADYSŁAW HODAKOWSKI VIA WIKIMEDIA CC

der Darstellung des vor 1488 entstandenen Gemäldes *Die Belagerung der Marienburg* aus dem Danziger Artushof abgeleitet wurde. In den Jahren von 1968 bis 1972 wurde neben dem Hochschloss, das vielfältige und langwierige Arbeiten erforderlich machte, auch der zerstörte Ostflügel des Mittelschlosses rekonstruiert. Dabei sollte durchaus Anerkennung finden, dass diese Maßnahmen trotz der wirtschaftlichen Probleme des real existierenden Sozialismus eine hohe Priorität erhielten und auch auf einem sehr respektablen Niveau durchgeführt worden sind.

In diesem Zusammenhang muss eigens Maciej Kilariski (1922–2003) hervorgehoben werden, der als Architekt, Kunsthistoriker, Denkmalpfleger und Museologe, aber auch als begabter Zeichner und Fotograf diese Vorgänge wesentlich vorangebracht und geprägt hat. Mit der Marienburg war er schon vor der Museumsgründung verbunden und wirkte hier späterhin bis 1991 (und sogar noch darüber hinaus) als Architekturkurator. Vom Juni bis zum August 1957 hat Maciej Kilariski im Auftrag des Denkmalpflegeamts in Danzig die Untersuchung und Beseitigung der Trümmer der Marienkirche und der St. Annenkapelle im Hochschloss geleitet und seitdem eine umfangreiche Sammlung von



FOTOS: LVOVA A MASTASIA VIA WIKIMEDIA CC



FOTOS: CHRON-PAUL VIA WIKIMEDIA CC

Zwei Aufnahmen der Kanzel in der Marienkirche aus den Jahren 2010 bzw. 2016

Architektur-Fragmenten angelegt und in einem mehrteiligen Lapidarium zusammengefasst. Zudem hat er in den Ruinen Kunstwerke wie die Figur Christi im Garten Gethsemane und wertvolle Ausstattungsstücke aufgespürt, bewahrt und fotografisch dokumentiert. Dabei bemühte er sich auch um die neugotischen Gestaltungselemente aus der Zeit von Conrad Steinbrecht (1849–1923), dessen Tätigkeit er insgesamt sehr schätzte und an dem er sich – was in dieser Zeit keineswegs selbstverständlich war – bei seinen Arbeiten maßgeblich orientierte.

Nach der intensiven Zeit des Wiederaufbaus verlagerten sich die Aktivitäten ab den 1970er Jahren auf die Substanz-Erhaltung und Denkmalpflege. Freilich waren weiterhin umfangreiche Projekte zu bewältigen wie beispielsweise die Sanierung des Großen Remters. Die Problematik, dass sich vom Keller bis zum Dachboden Mauerrisse einstellten, war schon den deutschen Konservatoren des späteren 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bekannt. Diese Schäden waren durch den Brand im Jahre 1959 nochmals verstärkt worden, und nun war nicht mehr ausgeschlossen, dass der Remter einstürzen könnte. Genaue Analysen ergaben, dass das Grundwasser abgesunken war und dadurch die Eichenpfähle, auf denen das Fundament ruht, austrockneten. Mit großem Aufwand und erheblichen Kosten gelang es einem schwedischen Unternehmen, den Grund durch spezielle Verfahren wieder zu stabilisieren. Diese Rettungsarbeiten dauerten bis 1997, und zehn Jahre später wurde dann auch die Restaurierung des Innenraums abgeschlossen.

Einen vorläufigen Schlusspunkt hinter diese Bemühungen setzte in den Jahren von 2014 bis 2016 die gründliche Restaurierung der St. Annenkapelle, des sogenannten Pfaffenturms und der Marienkirche, ein höchst aufwändiges und ambitioniertes Vorhaben, das eine großzügige finanzielle Unterstützung des Norwegischen Staatsfonds ermöglichte. In dieser Zeit wurde auch noch die legendäre, acht Meter hohe Skulptur der Mater Dei wiedererrichtet und mit etwa 350.000 Mosaiksteinen ausgestaltet. 22 Jahre nachdem die Marienburg bereits in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes aufgenommen worden war, verheilte damit auch noch die letzte tiefe Wunde, die dem Bauwerk vom Krieg geschlagen worden war.

EIN „LEUCHTTURM“ DER POLNISCHEN MUSEUMSLANDSCHAFT

Der Burgkomplex bildet für sich genommen schon ein Museum im weiteren Sinne und macht ein Management erforderlich, das jährlich Hunderttausenden von Menschen den Zugang gewährt und ihnen organisatorisch wie logistisch eine geordnete und von kompetenten Führern betreute Besichtigung ermöglicht. Dieses große Unternehmen, das den internationalen Publikumsmagneten „Marienburg“ als Welterbestätte vermarktet, zugleich aber schützt und nachhaltig bewahrt, hat allerdings ein weiteres, keinesfalls minder umfangreiches Aufgabenspektrum zu bewältigen, weil das Bauwerk seinerseits ein Museum im engeren Sinne beherbergt. Von dessen vielfältigen Arbeitsfeldern gibt die – auch auf Deutsch angebotene – Website zamek.malbork.pl einen hinlänglichen Eindruck. Besonderen Respekt flößt schon auf der Startseite die Entdeckung ein, dass das Museum nicht nur für das Deutschordensschloss zuständig ist, sondern zwei weitere Filialen, und zwar die Domburg Marienwerder (seit 1973) sowie (seit 2018) die Ordensburg Stuhm, verwaltet. Darüber hinaus zeigt beispielsweise die Chronik der jüngeren Sonderausstellungen, von denen in den 60 Jahren des Bestehens mehr als 300 veranstaltet worden sind, welche Fülle von Themen hier regelmäßig erarbeitet und anschaulich gemacht werden. Erinnerung sei hier nur an das „Forschungs- und Ausstellungsprojekt“ zu den „Skulpturen des ‚Schönen Stils‘ in Preußenland“, das der Öffentlichkeit im Oktober des letzten Jahres zugänglich gemacht und ausführlich von Monika Czapska im *Westpreußen* (№1/2021) vorgestellt worden ist.

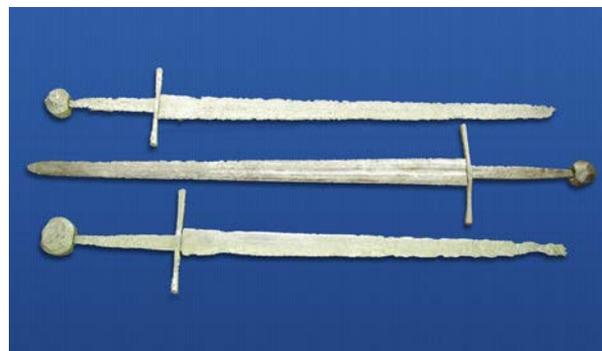
Von den weiteren Tätigkeitsfeldern sollen zunächst die insgesamt 21 Sammlungen, die das Schlossmuseum an den drei Standorten erschließt, aufbewahrt und präsentiert, angesprochen und an fünf Exempla charakterisiert werden:

➔ Mit Bernstein wurde im Land an der unteren Weichsel schon seit der Antike Handel getrieben, und er ist auch mit der Marienburg eng verbunden, weil der Deutsche Orden über das Monopol für die Förderung und den Verkauf verfügte. Die Geschichte der Bernstein-sammlung reicht allerdings nur einige Jahrzehnte zurück, denn sie begann erst mit der Gründung des Schlossmuseums. Sie besteht zum einen aus modernen Bernstein-Kunstwerken, zum anderen aber



Marienaltar aus Tenkitten im Samland mit der Krönung der Gottesmutter sowie der Hl. Barbara (l.) und dem Hl. Jacobus in den Seitenflügeln. Dieser Altar von 1504, der vermutlich aus einer Nürnberger Werkstatt stammt, war ein gemeinschaftliches Geschenk des Hochmeisters Friedrich von Meißen, des Lochstädter Pflegers von Reitzenstein und des Bernsteinmeisters Leo von Waiblingen an die Kirche in Tenkitten. Nach dem Einsturz der Kirche im Jahre 1669 gelangte der Altar zunächst in die Burgkapelle Lochstädt, wurde aber bald darauf veräußert. Später erwarb Landrat Theodor von Blell-Tüngen den Altar und schenkte ihn der Marienburg.

FOTOS: WIKIMEDIA CC



Mittelalterliche Schwerter in der Waffensammlung

Blick in die Bernsteinsammlung

FOTOS: CHRON-PAUL VIA WIKIMEDIA CC

umfasst sie mittlerweile auch berühmte Zeugnisse aus früheren Jahrhunderten wie Stücke aus dem Besitz Stanisław August Poniatowskis (1732–1798), des letzten der polnischen Wahlkönige, oder Arbeiten der Danziger Meister Michael Redlin und Christoph Maucher aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

- ➔ Architektonische Fragmente sind im Laufe des langen Prozesses, in dem die Marienburg seit dem frühen 19. Jahrhundert rekonstruiert bzw. wiedererrichtet sowie restauriert wurde, bei den Arbeiten entdeckt, zusammengetragen und um Vergleichsstücke von anderen Bauwerken ergänzt worden waren. Diese Sammlung hat, wie schon erwähnt, Maciej Kilarski aus den Trümmern der 1945 zerstörten Gebäude geborgen, um neue Funde erweitert und in Lapidarien auf den Terrassen des Hochschlosses ausgestellt.
- ➔ Die umfangreiche Waffensammlung gehörte schon vor dem letzten Krieg zum Inventar des Museums. Sie umfasste 2.000 Exponate und bestand vornehmlich aus Stücken, die der Politiker sowie Kenner und Sammler Theodor Josef Blell (1827–1902) zusammengetragen hatte. 1945 wurden Teile der Kollektion zerstört oder vereinzelt. Nach der Gründung des Museums konnte aber auch dieser Bereich rekonstruiert bzw. neu aufgebaut werden. Heute zählen dazu etwa 800 Objekte, darunter z. B. inkrustierte Schwerter aus dem 14. Jahrhundert, eine kleine Kanone mit einem Abbild der Hl. Jungfrau oder Pallasche der polnisch-sächsischen Garde.

- ➔ Schon bei der ersten Restaurierung der Marienburg stellte sich das Bedürfnis ein, die wiedergewonnenen gotischen Räumlichkeiten durch zeitgenössische Artefakte zu beleben. Dafür boten sich Zeugnisse der Bildhauerkunst an wie beispielsweise Altarfiguren, deren ursprünglich sakraler Kontext nicht mehr bestand. So kam im Laufe der Zeit eine bedeutende Sammlung von Skulpturen aus unterschiedlichen Materialien zusammen, zu der als besondere Attraktion die um 1390 in einer böhmischen Werkstatt geschaffene (und schon erwähnte) Marmorfigur *Christus im Garten Gethsemane* zählt.
 - ➔ Mit der neueren Baugeschichte der Marienburg hängen letztlich auch die Relikte der Glasmalereien zusammen, die seit dem 19. Jahrhundert für die Buntverglasung der Fensterflächen entstanden. Diese Sammlung umfasst Glaskunst, die auf Entwürfen von Karl Friedrich Schinkel beruht, Arbeiten aus dem Königlichen Glasmalerei-Institut in Charlottenburg bei Berlin oder Werke von Franz Lauterbach und Johannes Haselberger. Darüber hinaus werden aber auch moderne Glasfenster – z. B. Reststücke aus der Verglasung des neuen Marienburger Rathauses – berücksichtigt.
- Zusätzlich zu den Sammlungen gehören die wissenschaftlichen Aktivitäten zu den Merkmalen, die in besonderem Maße das Profil des Hauses prägen. Das Schlossmuseum gibt ein eigenes Periodikum, die *Studia Zamkowe* [Schloss-Studien], heraus und publiziert zu einzelnen Sonderausstellungen Kataloge, die nicht nur die Exponate abbilden

und erschließen, sondern auch Forschungsbeiträge zu den jeweiligen Sujets bieten.

Kennzeichen der Verlagstätigkeiten sind zudem die ökologisch begründete Entscheidung, möglichst nur Recycling-Papier zu nutzen, sowie das Bemühen um eine besonders sorgfältige und ästhetisch gelungene Gestaltung der Veröffentlichungen – die jüngst sogar bei einem internationalen Wettbewerb mit einem Preis bedacht worden ist: Der Katalog zur Ausstellung *SAPIENTIA AEDIFICAVIT SIBI DOMUM* [Die Weisheit hat sich ein Haus errichtet], die 2019 das Ordensland Preußen thematisiert hat, wurde bei den *DNA Paris Design Awards* ausgezeichnet.

Ein neues wissenschaftliches Vorhaben, das vom Ministerium für Kultur, nationales Erbe und Sport gefördert wird, schlägt inzwischen einen Bogen zum Beginn der Restaurierungsarbeiten zurück: Das Projekt *Straty* [Verluste] fragt nach den Kunstwerken, Sammlungen und Ausstattungsstücken, die in den letzten Kriegstagen und in der Zeit danach verlorengegangen sind. Einer der ersten Schritte wurde mit einer Publikation vollzogen, in der Berichte der Schlossbau-Verwaltung aus der deutschen Zeit in polnischer Sprache veröffentlicht worden sind.

Das Schlossmuseum hat während des ganzen Jubiläumjahres versucht, diesen Anlass trotz der Einschränkungen, die die Pandemie allen Institutionen und deren Interessenten auferlegt, mit einer Ausstellung fest-

lich zu begehen: durch offizielle Feiern oder Veranstaltungen für und mit den jetzigen und früheren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – von denen einigen auch staatliche Ehrungen zuteilwurden –, durch eine Freilicht-Tafelausstellung zur nunmehr 60-jährigen Museumsgeschichte, durch die Prägung einer Erinnerungsmedaille, die von der Staatlichen Münze herausgegeben wird, oder durch die Eröffnung der neuen großen Sonderausstellung *REGNUM DEFENDO ENSE ET ALIS TEGO STRICTO* [Ich verteidige das Königreich mit meinem gezogenen Schwert und bedecke es mit meinen Flügeln], die sich der langen, aber noch weitgehend unerforschten Phase zuwendet, in der die Marienburg während der Zeit des Königlichen Preußen als Residenz des polnischen Königs gedient hat.

Zu einem Jubiläum, das solch ein „Leuchtturm“ der polnischen Museumslandschaft begehen kann, gehören freilich nicht nur Retrospektiven, sondern auch ambitionierte Vorhaben, die den Bereich der Vorburg betreffen. Hier sollen die St. Lorenzkirche saniert und Wirtschaftsgebäude wiedererrichtet werden. Gerade das zweite dieser Projekte, das die Infrastruktur des gesamten Komplexes nochmals verändern wird, zeigt, dass die Marienburg schwerlich „fertig“ werden kann, sondern sich als *work in progress* auch in Zukunft noch dynamisch weiterentwickeln wird – und allemal, vergleichbar der Kölner Dombauhütte, einer stetigen und aufwändigen konservatorischen Betreuung bedarf.

st Bartosz Skop

Während der redaktionellen Vorbereitung dieses Heftes erreichten die Redaktion die beiden folgenden

Notizen aus Marienburg, die direkt an dieser Stelle eingeblendet werden sollen:

KAMIEŃE MIŁOWE [MEILENSTEINE] – AUSSTELLUNG ZUM 60. JUBILÄUM Anlässlich seines diesjährigen Jubiläums hat das Schlossmuseum eine Freilicht-Ausstellung konzipiert, die allen Einwohnern und Besuchern der Stadt die historische Entwicklung von seiner Gründung über die Aufnahme in die UNESCO-Welterbeliste bis zum heutigen Rang eines international herausragenden Museums erläutert.

Auf insgesamt 23 Tafeln werden zunächst der Wiederaufbau bzw. die Restaurierung der Burg sowie die mannigfachen Ausstellungstätigkeiten anschaulich gemacht. Zudem werden die Bemühungen um die reichhaltigen Sammlungen verdeutlicht, die teils aus den noch auffindbaren Fragmenten rekonstruiert und dann systematisch erweitert, teils auch gänzlich neu aufgebaut worden sind. Darüber hinaus werden die anspruchsvollen Forschungsprojekte und die verlegerischen Leistungen des Museum gewürdigt; und schließlich – aber nicht zuletzt – erhalten auch die vielfältigen und ideenreichen Programme der Museumspädagogik und der allgemeinen Förderung künstlerischer und kultureller Aktivitäten einen angemessenen Raum, um ihre wichtige Vermittlungsarbeit zu präsentieren.



FOTO: MUZEUM ZAMKOWE W MALBORKU



FOTO: BARTOZSKOP

Die jetzigen Ruinen auf dem Gebiet der Vorburg

AUSBAU DER VORBURG Der Wiederaufbau der Wirtschaftsgebäude im Bereich der Vorburg wird in Kürze beginnen. Eine Danziger Bauunternehmung konnte das Ausschreibungsverfahren für sich entscheiden und erhielt den Auftrag mit einem Volumen von etwa 25 Mio. Złoty. Der Vertrag wurde bereits von der Geschäftsführung der Firma BUDKON und von Dr. Janusz Trupinda, dem Direktor des Schlossmuseums, unterzeichnet. Die Finanzmittel stammen einesteiils vom Ministerium für Kultur und nationales Erbe, andernteils von der EU.

Im Zeitraum von zwei Jahren sollen an der Stelle, an der sich jetzt noch Ruinen befinden, stilgerechte, aber mit zeitgemäßer Infrastruktur ausgestattete Zweckbauten entstehen. Dort wird die Schloss-Bibliothek, die bislang noch im Karwan untergebracht ist, ein angemessenes und großzügiges Domizil erhalten. Zudem werden die Räumlichkeiten konservatorische Werkstätten, Digitalisierungsstudios sowie ein neues Zentrum für die historische Erforschung des Deutschen Ordens aufnehmen. Marek Dziedzic

einladung zu sonderausstellungen im unteren weichselland

DANZIG

Unter besonderer Berücksichtigung sakraler Objekte sowie des Kunstgewerbes zeigt die Ausstellung *Pobożni i cnotliwi. Dawny gdańszczanie w zwierciadle sztuki* [Fromme und Tugendhafte. Frühere Danziger im Spiegel der Kunst] über 300 wertvolle Erzeugnisse der mittelalterlichen und neuzeitlichen Kunst. Sie wird bis Ende Dezember von der Abteilung für Alte Kunst des Nationalmuseums veranstaltet. Ihrer Frömmigkeit – und Kunstsinnigkeit – haben die Danziger in früheren Zeiten einerseits durch Stiftungen für die Ausstattung der Kirchenräume mit Altären oder holzgeschnitzten Madonnen- und Heiligenfiguren Ausdruck verliehen,

oder sie beauftragten die Schaffung weltlicher Kunstwerke, die dann eine emblematische religiöse oder moralische Botschaft überbrachten. Hierzu zählen beispielsweise zwei Gemälde von Andreas Stech: das *Stilleben mit Eichhörnchen* und das *Porträt einer Patrizierin*, auf dem Perlschmuck und Nelken die eheliche Liebe und Treue symbolisieren. Belehren konnten aber auch allegorische Darstellungen, die Gebrauchsgegenstände zierten. Zu ihnen gehört ein silberner Hochzeitshumpen aus dem 17. Jahrhundert, dessen Bildprogramm – die Wiedergabe von Bienen – deutlich macht, dass eine ideale Ehefrau sich eher durch Fleiß und Emsigkeit denn durch Schönheit auszeichnen



Andreas Stech: *Stilleben mit Eichhörnchen (Ausschnitt)*

muss – und vor allem wie die Biene der Stockmutter ihrem Ehemann zu gehorchen hat.

→ mng.gda.pl

THORN

Wer erfahren möchte, wie viele Festtage der Kalender im Mittelalter aufwies, wie viele Male pro Tag ein Ordensbruder beten musste, welche Arbeitszeit ein Maurermeister täglich abzuleisten hatte oder wann die Reisesaison eines überregional tätigen Kaufmanns zu Ende ging, sollte die Ausstellung *Porządek dnia w dawnym Toruniu* [Die Ordnung der Tage im alten Thorn] nicht verpassen, die das Museum der Geschichte von Thorn im Eskenhaus zeigt. Im Mittelalter wurde das Leben – im engen Zusammenhang mit den Jahreszeiten – durch kirchliche Festtage



Ansicht von Thorn aus dem Jahre 1684 (Stich von C. D. Pietesch)

und das Brauchtum gegliedert. Die einzelnen Tage erhielten ihren Rhythmus durch rituelle Feierlichkeiten

und Gebetsordnungen sowie die Anzeigen der Stadtuhrn und das Glockengeläut. Daneben wurde die Gesamtheit der gesellschaftlichen Prozesse und Abläufe von einer Vielzahl von Regularien bestimmt, die für die jeweiligen sozialen Klassen oder Berufsgruppen erlassen bzw. vereinbart wurden. Die Ausstellung bietet aufschlussreiche Dokumente dieser Art sowie auch Uhren, Gegenstände des täglichen Gebrauchs und Handwerkszeug und kann bis zum 27. Februar 2022 betrachtet werden.

→ muzeum.torun.pl/muzeum-historii-torunia-w-domu-eskenow

im deutschen sprachraum

BERLIN

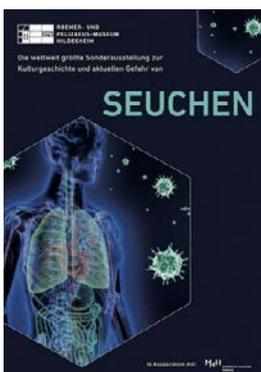
Jenseits der religiösen Botschaft werden kulturübergreifend vor allem die besondere Stimmung, der Familienbezug und der Konsum rund um Weihnachten gelebt. Als „Fest der Liebe“ ist es mit hohen Erwartungen verbunden – und damit auch Enttäuschungen. In einem Mix aus Objekten aus seinen Sammlungen kombiniert das Museum europäischer Kulturen der Staatlichen Museen in seiner Ausstellung *A wie Advent, Z wie Zoff – Ein Weihnachts-ABC* Fotografien, Musik und Film zu einer abwechslungsreichen Schau, die entlang des Alphabets Helles und Dunkles, Popkultur und Hochamt, Protest und Humor rund um Weihnachten umkreist.

Typisch weihnachtliche Dinge wie Adventskalender und Wunschzettel stehen neben aktuellen Musikvideos, Hollywood-Filmen und Selfies: Sie beleuchten so unterschiedliche Themen wie beispielsweise N wie Nachhaltigkeit am Beispiel der Weihnachtsproduktion in der chinesischen Großstadt Yiwu, F wie Fernsehen als Teil der Festtagsrituale oder auch T wie Tradition, die ganz unterschiedlich gelebt werden kann. Die Ausstellung wird bis zum 30. Januar 2022 gezeigt.

→ smb.museum/ausstellungen/detail/a-wie-advent-z-wie-zoff



Selflove-Adventskalender, Deutschland 2019, Vertrieb: Amorelie (SONOMA INTERNET GMBH)



HILDESHEIM

Das Roemer- und Pelizaeus-Museum hat bis zum 1. Mai 2022 eine Sonderausstellung in sein Programm aufgenommen, die sich dem höchst aktuellen Thema *Seuchen* zuwendet und unter dem Untertitel „Fluch der Vergangenheit – Bedrohung der Zukunft“ das anspruchsvolle Ziel verfolgt, diese Geißeln der Menschheit, die aus weniger entwickelten Regionen der Welt nie ganz verschwunden waren, nun aber auch die Industrienationen wieder erreichen, differenziert zu erfassen. Zur Erklärung und Veranschaulichung der Kultur- und Naturgeschichte der Seuchen

sowie der aktuellen Herausforderungen und Lösungsansätze der modernen Medizin werden avancierte Inszenierungsformen genutzt. Dabei werden herausragende Kunstwerke und historische Objekte gezeigt, aber auch Hologramme genutzt und Walk-In-Areas arrangiert, um die Besucher plastisch in die Vergangenheit zu entführen oder sie zu Zeugen modernster Entwicklungen werden zu lassen. Die Ausstellung ist ein Kooperationsprojekt mit führenden medizinischen Einrichtungen wie der Medizinischen Hochschule Hannover und dem Helmholtz-Zentrum für Infektionsforschung.

→ rpmuseum.de



Blick ins Studio in Leipzig, von dem aus auch unsere (von den letzten Kongressen schon vertraute) Dolmetscherin Anna Władyka-Leitretter wieder zuverlässig für die Zweisprachigkeit der gesamten Veranstaltung gesorgt hat.

FOTO: ADX MEDIAGENTUR // STREAMINGCOMPANY

EIN SPANNENDES EXPERIMENT – DER WESTPREUSSEN-KONGRESS 2021

Vom 24. bis zum 26. September fand unter dem Titel „WESTPREUSSEN“ NACH DEM DEFINITIVEN UNTERGANG DER PREUSSISCHEN PROVINZ IM JAHRE 1920 der diesjährige Kongress der Westpreußischen Gesellschaft statt. Dass er als „spannendes“ Experiment bezeichnet wird, liegt zum einen an der wohl dauerhaft problematischen historischen Phase der Jahre von 1920 bis 1945, der er sich zugewandt hat; zum anderen aber daran, dass er als Online-Veranstaltung durchgeführt wurde. Diese Form ist durch die Zwänge der Covid-19-Pandemie seit dem letzten Jahr schon durchaus üblich geworden und wird von nahezu allen Organisationen als einzige Alternative zum völligen Abbrechen ihrer Außenaktivitäten gewählt. In den Kreisen der Westpreußen ist solch ein Angebot aber wohl immer noch ein gewagtes Unterfangen, so dass diese Tagung gerade in dieser Hinsicht von Beginn an – und bis zum Eingang der Evaluationsbögen – äußerst „spannend“ blieb.

DAS THEMA

Im Januar 1920 wurden die Bestimmungen des Versailler Vertrages umgesetzt, so dass in diesem Zuge auch die frühere Provinz Westpreußen aufhörte zu existieren. Gleichwohl bildet „Westpreußen“ bis heute – und jetzt somit schon seit mehr als 100 Jahren – einen für Deutsche wie für Polen äußerst wichtigen historischen Orientierungsraum, der jeweils mit schwerwiegenden Konflikten und traumatisierenden Erfahrungen verbunden ist. Dazu zählen insbesondere die Überführung großer Gebiete der preußischen Provinz als Teil des sogenannten „Korridors“ in das Staatsgebiet des wiederbegründeten Staates Polen sowie die „Wiedergewinnung“ Westpreußens durch den Überfall des nationalsozialistischen Deutschland auf Polen im September 1939 und die Errichtung des bis 1945 bestehenden „Reichsgaus Danzig-Westpreußen“.

Diese historischen Konstellationen rückte der Kongress dezidiert ins Zentrum seiner Fragestellung. Dies war insofern ungewöhnlich, als eine spezifisch „westpreußische“ Perspektive die Jahre von 1920 bis 1945 stets

vor dem Horizont der anschließenden Phase von Flucht und Vertreibung in den Blick nähme und daraus ein argumentatives Gerüst zur Diskussion von Fragen gewänne, die sich dann um das Verhältnis z. B. von historischer Ursache und Wirkung oder um die Vergleichbarkeit und die Schweregrade von im Krieg begangenen Verbrechen drehten.

Dass sich dieser Kongress gerade an diesem Punkt um eine alternative Orientierung bemühen wollte, suchte der Tagungsleiter, **Prof. Dr. Erik Fischer** (Bonn), am ersten Abend zunächst einführend zu verdeutlichen. Er erläuterte die bis heute dominierenden deutschen und polnischen historiographischen Perspektiven auf „Westpreußen“, die einander diametral gegenüberstünden und zu nationalen Narrativen erstarrt wären und schwerlich miteinander kompatibel sein könnten. Daraus leitete er den Ansatz der Tagung ab, diese verschiedenen Erzählungen als „Erzählungen“ wahrzunehmen, zu diskutieren und vorurteilsfrei zu prüfen, ob sie nicht gerade auch in den problematischen, wenn nicht katastrophischen Phasen in eine übergreifende Beziehungsgeschichte integriert werden könnten.

Dieses methodische Konzept entfaltete daraufhin **Dr. Katja Bernhard** (Lüneburg) in ihrem Eröffnungsvortrag: *Geschichte in Sippenhaft? – Von der Beharrlichkeit der Diskurse und der Widerständigkeit der Objekte*. Dabei unterzog sie den Begriff des „Kulturerbes“, der in letzter Zeit gerne verwendet wird, um jenseits politischer Verstrickungen Gemeinsamkeiten zwischen Nationen zu gewinnen, einer eingehenden Kritik. Sie lenkte den Blick auf die Zeit der Entstehung der preußischen Provinz Westpreußen und damit auf jene Prozesse, in denen sich das Konzept eines deutschen Kulturerbes in dieser Region konstituierte. Von dort aus vermochte sie zu zeigen, dass diese Vorstellung nach 1920 in Polen weder einfach zurückgewiesen noch geradlinig übernommen werden konnte. Stattdessen sei sie vielmehr mit Vorstellungen einer spezifischen polnischen Kultur- und Kunstgeschichte zusammengeführt worden – mit Vorstellungen, die ihrerseits im langen, voraufgegangenen Jahrhundert konfiguriert worden wären und andere Bezugshorizonte gesetzt hätten.

DIE ONLINE-PRÄSENTATION

Die thematische Eröffnung des Kongresses ging mit technischen und strukturellen Einführungen einher, denn zu Beginn der Abendveranstaltung stellten sich den Teilnehmern, die vor ihrem Monitor einem YouTube-Kanal folgten, **Alexander Kleinschrodt** als „Moderator“ und die Verfasserin bzw. der Verfasser dieses Berichts als „Chat-Redakteur“ für die polnischen und deutschen Beiträge vor. An diesen zusätzlichen Akteuren zeigte sich bereits, dass ein Kongress, der im virtuellen Raum stattfindet, die seit Jahren vertraute Form der Westpreußen-Kongresse nicht unmittelbar im Internet abzubilden vermag, sondern deutlichen Veränderungen unterzogen werden musste.

Dazu gehörte auch die zeitliche Gliederung der Tagung. Neben einem Projekt-Abend am Samstag, der stärker auf die Präsentation und Interpretation von Bild- und Filmdokumenten hin angelegt war, fanden zwei kompakte Vormittagsveranstaltungen statt. Da vor der Tagung zu den geplanten sechs Vorträgen unterschiedliche Materialien auf einer zweisprachigen Arbeitsplattform der Kongress-Webseite angeboten wurden (und zur Nachbereitung auch noch weiterhin verfügbar sind), wurden die – jeweils drei – Beiträge an den Vormittagen nur verknappt referiert.

DIE EINRICHTUNG DES „KORRIDORS“ (1920–1939)

Dr. Jens Boysen (Warschau) begann diese Sektion mit Überlegungen zur *Vermessung eines Korridors*, die den historischen Raum der Zeit ab 1920 erschlossen und schilderte, wie „das untere Weichselland [...] Teil des wiedererstandenen Staates Polen“ geworden ist. Zunächst wandte er sich der Vorgeschichte zu – beispielsweise der verkehrstechnisch und (militär-)geographisch begründeten polnischen Argumentation in Versailles, die durchaus auch mit Interessen an einer territorialen Kontrolle des unteren Weichsellandes einherging, oder die Bemühungen, durch die Berücksichtigung der Kaschuben den Anteil der Polen an den Zahlen der ethnischen Bevölkerungsstatistik zu erhöhen. Danach schilderte er eingehend die Prozesse der militärischen Übernahme und der nachfolgenden Einrichtung einer Zivilverwaltung, ging auf die Schwierigkeiten ein, eine ausreichende Zahl an polnischen Beamten für das neue Gebiet zu rekrutieren und zeigte, dass die preußische Gesetzgebung teilweise fortgeführt wurde und die Wojewodschaft Pomorze eine weitreichende Selbstverwaltung erhielt.

Die Korridorzeit nahm **PD Dr. Beate Störtkuhl** (Oldenburg) in ihrem Vortrag dann unter dem Aspekt *Gdynia und Danzig – politische und architektonische Konkurrenzen an der Ostsee* in den Blick. Sie erläuterte das Bemühen Polens, Gdynia zu einer höchst modernen europäischen Stadt zu entwickeln, sowie die Gegenkräfte der Danziger Architektenzirkel an der TH, die sich vehement gegen die „grau-weißen Klötze“ auf der polnischen Seite, aber auch gegen alle ambitionierteren Pläne aus der eigenen Zukunft wandten. Dadurch entwarf sie ein plastisches Bild der Konfrontation zwischen der „Bastion der polnischen Ostsee“ auf der einen und dem „Bollwerk des Deutschtums“ auf der anderen Seite.

Zum Abschluss der Referate vom Samstagvormittag sprach **Prof. Dr. Bettina Schlüter** (Bonn) über das Thema: *Eine unaufhörlich blutende Wunde: Der deutsche ‚Kampf um die Weichsel‘ während der Zwischenkriegszeit*. Dank ihrem methodischen Ansatz eines *Close Reading* konnte sie an einem von Erich Wernicke 1927 verfassten Text, der den Titel *Das Deutsche Westpreussen* trägt, eine sprachliche Dimension kenntlich machen, die den fortdauernden Anspruch auf das Land an

„beiden Ufern der Weichsel“ legitimieren soll. Dabei wurde durch die Analyse anhand zentraler Begriffe und Konzepte – ‚Kultur‘, ‚Naturalisierung‘ und ‚Grenze‘ – einsehbar, dass der „Untergang“ der „preußischen Provinz“ spezifische Redeweisen freisetzte, die von Beginn an auf eine „Transformation“ des nach 1919 eingetretenen Status Quo zielten.

DIE ZEIT DES „REICHSGAUS DANZIG-WESTPREUSSEN“ (1939–1945)

Unter dem Obertitel *Das ‚wiedergewonnene Gebiet‘ an der Weichsel* referierte der Tagungsleiter, der diesen Part als „Lückenfüller“ übernommen hatte, über die „Errichtung des ‚Reichsgaus Danzig-Westpreußen““. Dabei folgte er der Prämisse, dass die historischen „Erzählungen“ zum Gegenstand der Betrachtung gemacht werden sollten, und bemühte sich deshalb, an einigen Beispielen das heute gesellschaftlich kodierte Bild des „Reichsgaus“ ikonographisch zu erschließen. Auf diesem Wege gelangte er zu der These, dass die Vorstellung einer historisch-territorialen Kontinuität „Westpreußens“ bis zum Jahre 1945 schwerlich aufrechtzuerhalten sei.

Einen zentralen Aspekt der revisionistischen Besetzung und Inbesitznahme des Weichsellandes diskutierte **Dr. Martin Sprungala** (Dortmund) in seinem Vortrag *Von ‚Czersk‘ nach ‚Heiderode‘: Das Entfernen slawischer Sprachwurzeln 1942*. Er schilderte, dass die Parteileiter im Rahmen der neu eingeführten Verwaltungsstruktur, die von der Partei dominiert wurde, nach Belieben schalten und walten konnten. In Danzig-Westpreußen seien die Umbenennungen nach einer zweijährigen Vorbereitungszeit der Verwaltung am 25. Juni 1942 – fast ein Jahr früher als im Wartheland – veröffentlicht worden und hätten nicht nur Dörfer und Städte, sondern auch die umliegende Geographie wie Wälder, Seen und die Feldflur betroffen. Dabei seien aber keine allgemeinen einheitlichen Regeln vorgegeben worden, vielmehr wären verschiedene, im Einzelnen erkennbare Prinzipien mit einer gewissen Beliebigkeit – und auch in Mischformen – zur Anwendung gekommen.

Zum Abschluss dieser zweiten Sektion referierte **Dr. Magdalena Lemańczyk** (Warschau) auf Polnisch über: *‚Nasi‘ (die Eigenen/Unseren) und ‚obcy‘ (die Fremden): Die Volkstumspolitik im Reichsgau*. Sie erläuterte detailliert die Grundlagen der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik in Pommerellen und die dadurch hervorgerufenen grundstürzenden Verschiebungen. Schlussfolgernd gelangte sie zu der These, dass weder der Mythos des ewigen Deutschtums, der vor allem seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entstand, noch der spätere Nachkriegsmythos des ewigen Polentums der Wirklichkeit in diesen Gebieten entsprochen hätten, da sie zu keiner früheren Zeit monokulturell oder monoethnisch gewesen seien.

Einige Zeit nach dem Ende des Kongresses hat eine erfreulich große Zahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer ihre Evaluationsbögen zurückgesandt. Dass die Chat-Angebote keinen adäquaten Ersatz für eine persönliche Diskussion bieten konnten und insgesamt auch eine Präsenzveranstaltung vorgezogen würde, deckte sich mit den Erwartungen – und den eigenen Empfindungen – der Veranstalter. Gleichwohl hat niemand ausgeschlossen, sich neuerlich für solch eine Online-Veranstaltung anzumelden: Letztlich lässt sich das gewagte Experiment somit zu Recht auch als gelungen bezeichnen.

st Tilman Asmus Fischer / Joanna Szkolnicka

SO EXTREM WIE SEIN JAHRHUNDERT

Ein Versuch über Klaus Kinski

Klaus Kinski war eine der fragwürdigsten, aber zweifellos auch beeindruckendsten Persönlichkeiten der deutschen Filmgeschichte. Er stammte aus dem Ostseebad Zoppot und wurde auf der Leinwand zu einem Weltstar. Eine Spurensuche zum Todestag des Schauspielers, der sich im November 2021 zum 30. Male gejëhrt hat.

Von Alexander Kleinschrodt

Es fällt schwer, etwas Plausibles über Klaus Kinski zu schreiben, seit jeher, aber heute mehr denn je. Zeit seines Lebens hat er eigentlich alle Äußerungen über sich, von wem auch immer, abgelehnt. Trotzdem sind schon ganze Bibliotheken über ihn und seine Filme geschrieben worden. Vieles an Kinskis Biografie und seiner Herkunft war unklar geblieben, den Aussagen in seinen drei autobiografischen Büchern ist kaum zu trauen. Sein Ruhm ist noch heute enorm, ins kollektive Gedächtnis der Deutschen ist er aber vor allem anderen eingegangen als der beispielhafte Choleriker: Sanftmut, so scheint es, ist das Gegenteil von Klaus Kinski. Tatsächlich war Kinski aber auch ein Leidender, er war selbstzerstörerisch und zerstörte andere. Seine Tochter Pola Kinski machte 2013 öffentlich, dass sie von ihrem Vater jahrelang missbraucht worden ist.

Eine Glorifizierung von Klaus Kinski als Künstlerheros ist nicht angebracht. Aber er hat Spuren hinterlassen, und in seinem Leben spiegelt sich mindestens die deutsche Gesellschaftsgeschichte wider. Wenn das 20. Jahrhundert, wie der britische Historiker Eric Hobsbawm gesagt hat, ein „Zeitalter der Extreme“ war, dann war Klaus Kinski sogar eine exemplarische Persönlichkeit dieser Zeit insgesamt, und zwar nicht nur, weil er selbst ein gewalttätiger Charakter war, sondern weil er auch Hauptrollen in einigen Filmen gespielt hat, die heute noch rezipiert und als Signaturen des zerklüfteten 20. Jahrhunderts verstanden werden. Ein Rückblick auf Stationen seines Lebens wird zwangsläufig zu einer Erzählung über Armut und Dekadenz, über Brutalität und Verletzlichkeit, Feindschaft und Versöhnung.

Geboren wurde Klaus Günter Karl Nakszynski, der seinen Familiennamen später zu Kinski verkürzte, 1926 in Zoppot, das damals Teil der vom Völkerbund verwalteten Freien Stadt Danzig war. Glaubt man Kinski, dann war die Familie so arm, dass er als Heranwachsender später in Berlin mit Einverständnis der Mutter stehlen gehen musste. Seine Geschwister haben dem widersprochen, die Nakszynskis seien gutbürgerlich gewesen und Klaus sogar „besonders umhegt“. Kinskis Geburtshaus in Zoppot existiert noch; nach dem Ende des Ostblocks und Kinskis Tod am 23. November 1991 etablierte sich dort der *Pub Kinski*, eine mit Kinski-Memorabilien dekorierte, zeitweilig sehr beliebte Bar. Das Lokal ist inzwischen wieder verschwunden, noch immer aber findet sich an der Hausfassade die damals aufgehängte kleine Gedenktafel. Aufschlussreich für den damaligen Zeitgeist in Polen ist das dort wiedergegebene Kinski-Zitat: „Ohne Freiheit kann ich nicht leben“. Für einen Moment konnte der polarisierende Filmstar hier zu einer einigenden Figur werden, auch über nationale Grenzen hinweg.



FOTO: UNITED ARCHIVES GMBH / ALAMY STOCK FOTO

Seit den sechziger Jahren übernahm Kinski Rollen in einer kaum überschaubaren Anzahl von Kinoproduktionen. Dieses Porträt entstand im Zusammenhang mit dem Edgar-Wallace-Film Die toten Augen von London (1961).



*Eine der bekanntesten
In Fitzca*

Ab 1944 hatte Kinski noch am Zweiten Weltkrieg teilgenommen und kam in britische Gefangenschaft. Wahrscheinlich hat er dort traumatische Erfahrungen gemacht. Aber er spielte auch auf provisorischen Lagerbühnen seine ersten Theaterrollen. Es folgten ab 1946 Engagements an angesehenen Häusern, obwohl Kinski keinerlei einschlägige Ausbildung vorzuweisen hatte. Nach seinen ersten Filmrollen in den fünfziger Jahren war es aber zunächst wieder die Bühne, auf der das Phänomen Kinski Fahrt aufnahm. Als „One-Man-Show“ rezitierte er Gedichte, unter anderem von François Villon, Bertolt Brecht und auch den deutschen Klassikern – mit einer Intensität, die Aufsehen erregte. Der SPIEGEL setzte sein Gesicht 1961 auf die Titelseite und berichtete, der „Deklamator Kinski“ habe mit seinen Bühnenprogrammen bereits über eine Million Menschen erreicht, „im Berliner Sportpalast, in der Wuppertaler Stadthalle, im Auditorium maximum der Hamburger Universität, in Kinos, Theatern, Turnhallen oder Wirtshaussälen“, das

Publikum war „ergriffen, belustigt, verzückt oder angewidert“. Liest man heute diesen SPIEGEL-Artikel mit seiner penetranten ironischen Distanz, kann man fast nachvollziehen, warum Kinski mit den Jahren immer gereizter auf Interviewanfragen und die Medienöffentlichkeit reagierte.

In den sechziger Jahren gehörte Kinski sozusagen zum Inventar der populären Edgar-Wallace-Filme (*Das indische Tuch*, *Neues vom Hexer*). Daneben war er immer häufiger im Western zu sehen. Das Spektrum dieser Filme war breit. Es reichte von braven Produktionen

Als Rezitator trat Klaus Kinski schon früh in großen Hallen auf und schuf die Grundlage seines Ruhms. 1971 erregte er Aufsehen mit seinem Bühnenprogramm Jesus Christus Erlöser.



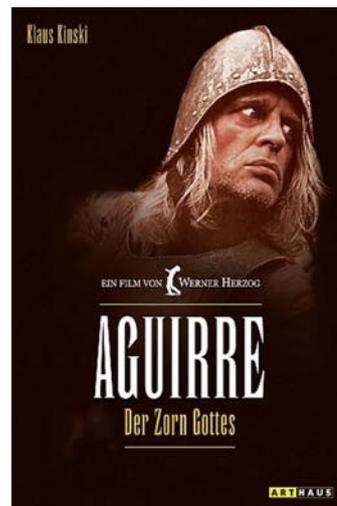
Szenen aus den gemeinsamen Filmen von Klaus Kinski und Werner Herzog: Fitzcarraldo wird ein Schiff über einen Berg am Amazonas gezogen.

wie *Winnetou 2*, über das äußerst zynische, inzwischen als Klassiker geltende *Leichen pflastern seinen Weg* mit der Musik von Ennio Morricone bis hin zu schnell und billig gemachten, längst vergessenen Streifen wie *1.000 Dollar Kopfgeld*. Die objektive Qualität der Filme schien Kinski gleichgültig zu sein. Filme habe er ohnehin immer ausschließlich wegen des Geldes gemacht, gab er in den achtziger Jahren zu Protokoll. Auch den Begriff „Schauspieler“ wies er für sich zurück. Was er tue, sei „Inkarnation“, er verwandle sich in Figuren – oder werde von ihnen ergriffen und überwältigt. Diesen Vorgang verglich Kinski mit der Meeresbrandung, mit Stürmen oder Erdbeben. Deshalb hasste er es auch, bei Filmdreh Szenen zu wiederholen, weil die Regie noch nicht zufrieden war. Man frage ja schließlich die Naturgewalten auch nicht nach einem zweiten Durchlauf.

Kinski soll viele Angebote von prominenten Regisseuren wie Federico Fellini oder Steven Spielberg abgelehnt haben, wohl weil er zu



FOTO: AF ARCHIVE / ALAMY STOCK FOTO



Die Filme, die Klaus Kinski mit dem Regisseur Werner Herzog drehte (hier Aguirre von 1972), sind zu Klassikern geworden.

Recht davon ausging, sich in deren Vorstellungen einpassen zu müssen. Häufig ist gemutmaßt worden, dass ihm die Kino-Massenware, in der er hundertfach mitspielte, zum Teil lieber war als komplizierte Autorenfilme. Nicht nur gab es für ihn dort gute Gagen, schon allein damit der Name Kinski auf den Plakaten Besucher anlockte, vielmehr musste er auch kaum Rücksichten nehmen und hatte mehr Platz, um sich auszuleben, wenn die Dramaturgie der Filme ohnehin nur wenig elaboriert war.

Die große Ausnahme bildete Kinskis Zusammenarbeit mit dem Regisseur Werner Herzog. Ohne ihre gemeinsamen Filme wie *Aguirre, der Zorn Gottes* (1972), *Nosferatu – Phantom der Nacht* (1979) oder *Fitzcarraldo* (1982) wäre Kinski vielleicht im Laufe der siebziger Jahre in der Bedeutungslosigkeit verschwunden. Herzog war zwar ein hochambitionierter Filmemacher, aber er verstand es, für Kinski filmischen Freiraum zu schaffen und ihn auf diese paradoxe Weise zu integrieren.



Klaus Kinski wurde 1926 in Zoppot geboren. In seinem Geburtshaus befand sich zeitweilig eine Bar, die den Namen des Schauspielers trug.



An Kinskis Geburtshaus wurde in den neunziger Jahren eine Erinnerungstafel angebracht.

Kinski sagte, er habe vom Regisseur keine Anweisungen bekommen, Herzog beschrieb die Kooperation mit seinem sperrigen Hauptdarsteller als eine Art Telepathie, eine unwillkürliche, höhere Übereinstimmung. So sind in den Filmen Bilder von großer Eindringlichkeit entstanden und aus ihnen wiederum Filmwelten, denen man sich kaum entziehen kann. Trotzdem waren die Filmdrehs von wüsten Auseinandersetzungen zwischen Kinski und Herzog geprägt; dieser kalte Krieg ist regelrecht zu einer zweiten Erzählschicht geworden, die sich über die Filme gelegt hat. Werner Herzog hat auch diese Story weiterentwickelt, indem er später, nach Kinskis Tod, einen eigenen Film über die äußerst angespannte, aber doch von einer besonderen Qualität getragene Zusammenarbeit machte (*Mein liebster Feind*, 1999). Er ist ein eindrucksvolles Zeugnis geworden, aber auch ihm ist als Dokument nicht zu trauen, denn Herzog spielt geschickt mit dem Kinski-Erbe und schreibt sich selbst in dessen Mythos ein.

In den achtziger Jahren kaufte sich Kinski ein Grundstück im nördlichen Kalifornien. Nachdem er vorher in Italien und Frankreich allen Luxus genossen hatte, den er bekommen konnte, wohnte er dort in einer kargen Hütte, las keine Zeitung und sah über Wochen keinen Menschen. So beschrieb es die Autorin Marcelle Clements in einem der eindringlichsten Artikel, die über Kinski verfasst worden sind, den sogar er selbst gelesen hatte und sich nicht völlig missverstanden fühlte. Clements glaubte zu verstehen, warum er sich für diesen Ort entschieden hatte: Er sei ihr erschienen wie „ein völlig unverstelltes Bewusstsein, so verletzlich wie ein menschliches Organ, das man aus der schützenden Hülle des Körpers herausgenommen hatte“. Der Text bietet keine psychiatrische Diagnose und will auch die Grenzüberschreitungen keinesfalls bagatellisieren; er lässt aber anschaulich werden, dass die Welt Klaus Kinski permanent zu nahe kam und er ihr seinerseits aggressiv seinen Willen aufzwingen wollte.

In seinem letzten Film „inkarnierte“ sich Kinski 1989 als Paganini, der Teufelsgeiger. Mit der historischen Figur des italienischen Violinisten hat der Film freilich wenig zu tun. Er zeigt das Bild



Ein Schnapschuss von Klaus Kinski aus dem Jahr 1988, aufgenommen beim Filmfestival von Cannes.

eines Mannes, der in künstlerischer und gesellschaftlicher Hinsicht alle Maßstäbe sprengt und in dieser Welt keine Ruhe findet. Vor allem anderen ist er ein Selbstporträt Kinskis, der hier auch die Regie übernahm, weil er Werner Herzog, dem er offenbar doch mehr vertraute als vielen anderen, nicht von diesem Projekt hatte überzeugen können. Der Film wurde ein völliger Misserfolg, und selbst von den ab den neunziger Jahren nachwachsenden Kinski-Fans wurde er weitestgehend übergangen.

Klaus Kinski starb zwei Jahre später im Alter von 65 Jahren, äußerlich kaum noch erinnernd an den Mann, der als junger Rezipient das Publikum in seinen Bann gezogen hatte. Todesursache war eine profane Lungenentzündung. Und doch wirkte dieser Tod wie der folgerichtige Schlusspunkt in einem Drama, in dem weder der Protagonist selbst noch die Öffentlichkeit Fiktion und Realität auseinanderhalten konnten. Es ist eine Geschichte, die sich in dieser Weise heute wohl nicht mehr wiederholen könnte. Zumindest das wäre dann doch etwas Beruhigendes. **st**



Klaus Kinski wurde auch auf dem Berliner „Boulevard der Stars“ verewigt. Das Ansehen des Schauspielers hat inzwischen aber durch das Bekanntwerden privater Grenzüberschreitungen erheblich gelitten.

Politischer Gestaltungsanspruch auf EU-Ebene notwendig

Tagung „Drei Jahrzehnte Aussiedler- und Minderheitenpolitik – eine Erfolgsgeschichte im Fokus“

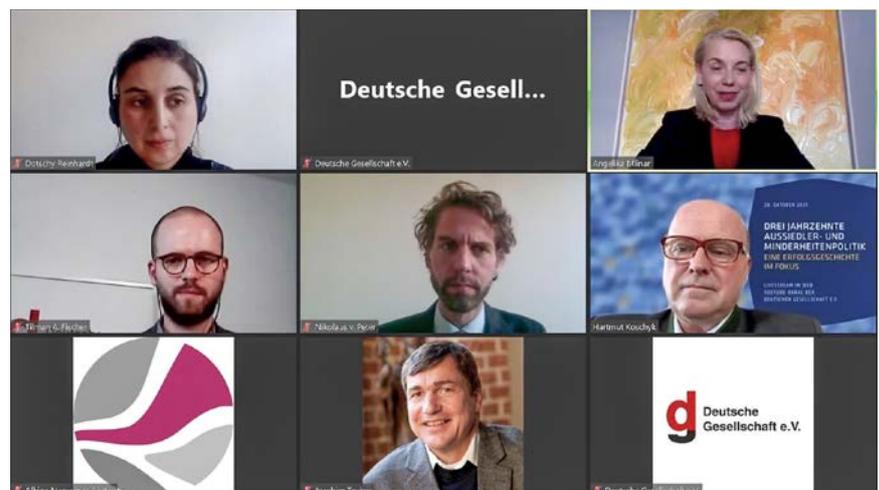
Multiperspektivisch und konstruktiv diskutiert sowie Zukunftsaussichten eröffnend: So stand am 28. Oktober 2021 die Aussiedler- und Minderheitenpolitik Deutschlands – und damit laut Veranstaltungstitel „eine Erfolgsgeschichte“ – im Fokus einer Online-Konferenz der Deutschen Gesellschaft (DG).

Drei große Themenblöcke umfasste das – vom freien Autor und Vorstandsbeauftragten der Westpreußischen Gesellschaft, Tilman A. Fischer, moderierte – Programm: erstens eine Bestandsaufnahme der Aussiedler- und Minderheitenpolitik in Deutschland, zweitens einen Vergleich der Minderheitenpolitiken in Europa und drittens die Frage, ob und wie minderheitenpolitische Interessen im Rahmen der Europäischen Union (EU) gesetzlich geregelt werden können. Der Bund der Vertriebenen (BdV) stand der DG bei dieser Tagung als Projektpartner zur Seite. Als Förderer waren das Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMI), das Nordost-Institut an der Universität Hamburg (IKGN) und die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) mit an Bord.

POSITIONEN DER BUNDESREGIERUNG

Der aktuelle Aussiedler- und Minderheitenbeauftragte der Bundesregierung, Prof. Dr. Bernd Fabritius, erläuterte in einem Statement sowohl einige historische Vorbedingungen als auch die Positionen der Bundesregierung.

So erinnerte Fabritius daran, dass bereits 1949 das Ministerium für die Angelegenheiten der Vertriebenen gegründet wurde. Desse Arbeit habe insbesondere in der Gesetzgebung die maßgeblichen politischen Weichenstellungen vorgenommen, die sich auch auf die Aussiedlerpolitik nach dem Fall des Eisernen Vorhanges und bis heute auswirkten. Es gebe also eine Verantwortungskontinuität, der bislang jede Bundesregierung gerecht geworden sei und die sich auch in den Statistiken ausdrücke. Seit den 1950er Jahren seien mehr als 4,5 Millionen Aussiedler und Spätaussiedler in Deutschland aufgenommen worden, und auch unter den erschwerten Bedingungen



Screenshot eines Panels der Konferenz (hier – von links oben nach rechts unten – Dotschy Reinhardt, Angelika Mlinar, Tilman A. Fischer, Nikolaus von Peter, Hartmut Koschyk und Joachim Tauber)

der Corona-Pandemie bleibe die Rückkehr in die Heimat der Vorfahren möglich. Eines der wichtigsten aktuellen Themen sei die Beseitigung personengruppenspezifischer Benachteiligungen der Aussiedler und Spätaussiedler im Rentenrecht – und damit der Einsatz gegen Altersarmut auch in diesen Gruppen.

Verantwortungskontinuität gebe es auf der anderen Seite auch für die angestammten ethnischen Minderheiten in Deutschland: die Dänen, die Friesen, die Sorben und die deutschen Sinti und Roma. Den rechtlichen Ordnungsrahmen bildeten hier das Rahmenabkommen des Europarates zum Schutz nationaler Minderheiten sowie die Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen. Die Bundesregierung leiste hier strukturelle und finanzielle Unterstützung als „Hilfe zur Selbsthilfe“, so Fabritius.

Unter den gleichen Vorzeichen würde die Bundesregierung auch ihre „Einstands- und Fürsorgepflicht“ für die „Heimatverbliebenen – die deutschen Minderheiten in den Heimatregionen in 25 Ländern Europas und Zentralasiens“ – wahrnehmen. Deren Lage habe sich

unterschiedlich entwickelt, aber zum überwiegenden Teil beträchtlich verbessert. Großen Anteil daran hätten sie selbst als Brückenbauer zwischen ihren Heimatstaaten und Deutschland. Ziele der Förderung seien heute „die Stärkung der deutschen Gemeinschaften, die Verbesserung der Lebens- und Zukunftsperspektiven sowie – zentral – der Erhalt der ethnokulturellen Identität, insbesondere durch Sprach- und Jugendförderung“, zumal die Jugend eine Brücke in die Zukunft sei, betonte der Bundesbeauftragte.

„ERFOLGE UND AKTUELLE ENTWICKLUNGEN“

Die hier angesprochenen Themen vertiefte anschließend Albin Nazarenus-Vetter, die als stellvertretende Bundesvorsitzende der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland (LmDR) in den ersten Themenblock – „Erfolge und aktuelle Entwicklungen“ – einführte und sich dann in einem virtuellen Podium mit Bernd Fabritius, IKGN-Direktor Prof. Dr. Joachim Tauber sowie Martin Dzingel, dem Präsidenten der Landesversammlung der deutschen Vereine in der Tschechischen Republik, darüber austauschte.

Nazarenus-Vetter brachte dabei zusätzlich u. a. das Thema „Anerkennung mitgebrachter Berufs- und Bildungsabschlüsse im Aussiedlerbereich“ zur Sprache und sah auch hier eine Verantwortung der Bundesregierung. Negativ verlaufene Arbeitsbiografien – und damit auch Altersarmut – seien oft Resultate unzureichender Regelungen in diesem Bereich. Den Folgen für die Rentensituation stimmte Bernd Fabritius als Aussiedlerbeauftragter zu, gab jedoch gleichzeitig zu verstehen, dass sich in den vergangenen Jahren gerade im Bereich

der Anerkennung nach Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetz (BVFG) sowie nach dem Berufsqualifikationsfeststellungsgesetz (BQFG) viel verbessert habe. Heute seien für eine Anerkennung insbesondere der individuelle Lebenslauf sowie Regelungen innerhalb der entsprechenden Berufsgruppen wichtig.

Martin Dzingel erläuterte die Situation der Deutschen in Tschechien und sprach über z. T. sehr positive Entwicklungen sowohl im Hinblick auf die Anerkennung als auch auf die Förderung im Heimatland. Gleichzeitig aber beklagte er, dass die Minderheit je nach politischer Großwetterlage immer wieder für innen- wie außenpolitische Ziele instrumentalisiert werde. Gerade im letzten Wahlkampf seien vermehrt antideutsche Ressentiments geschürt worden. Einig war man sich darin, dass eine zukunftsfähige Minderheitenpolitik aus vielen Gründen wichtig sei. Die Geschichte und Entwicklung ganzer Regionen, deren kulturelle Besonderheiten und Beziehungen zu anderen Regionen seien durch die dort lebenden Minderheiten entscheidend geprägt worden. Man könne, so Joachim Tauber, „Sprache und kulturelle Identität nicht wegdiskutieren“.

„VON TONDERN ÜBER EUPEN NACH BOZEN“

Der zweite Themenblock wartete mit einem besonderen Einführungsvortrag auf. Prof. Dr. Jørgen Kühl, Vorstandsvorsitzender des European Centre for Minority Issues (ECMI), Professor am Friesischen Seminar der Europa-Universität Flensburg, stellte die Entwicklung in Süd- und Nordschleswig dar und präsentierte interessante, aus der Schul- und Bildungssituation vor Ort abgeleitete Thesen. So seien die Schulen der dänischen Minderheit in Südschleswig ein Erfolgsmodell, zu dem mehr und mehr Angehörige der Mehrheitsgesellschaft den Zugang suchten. Damit würden sie auch Dänisch – quasi als zweite Mutter- oder erste Fremdsprache – erwerben. Immer öfter gehe damit ein Bekenntnis zur Minderheit einher, was den Charakter des Autochthonen langsam verwässere. Dies verstärke sich auch dadurch, dass dänische Südschleswiger nach Dänemark übersiedeln – und sich dann dort der deutschen Minderheit zugehörig fühlen. „Minderheiten sind post-national“, so Kühls Schlussfolgerung.

Daniel Alfreider, Vizepräsident der Föderalistischen Union Europäischer Nationalitäten

(FUEN) und Landeshauptmann-Stellvertreter der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol, berichtete von der speziellen Situation in Südtirol, wo sich bei regelmäßigen Umfragen rund 75% der deutschen Sprache zugehörig fühlen. Jasper Andresen, Erster Vorsitzender des Deutschen Jugendverbandes für Nordschleswig, berichtete, wie er persönlich seine ersten Erfahrungen mit der Zugehörigkeit zu einer nationalen Minderheit machte: Beim Fußball erlebte er positive, neugierige Gespräche im Hinblick auf seine deutsche Sprache, aber auch Ressentiments. „Sprache ist Identitätsmarker Nummer 1“, so Andresen. Jan Diedrichsen, ehemaliger Bundesvorsitzender der Gesellschaft für bedrohte Völker, führte aus, wie er als deutscher Nordschleswiger über die Minderheitenpolitik mit anderen Jugendlichen und den europäischen Jugendverbänden in Kontakt kam. Die aktive Beschäftigung und der Austausch mit dieser Thematik hätten auch seinen „Blick nach innen“ geschärft. Seit Jahren beobachte er nun, wie sich Identitäten im Grenzland verändern. Prof. Kühl schlussfolgerte aus der angeregten Diskussion, dass Minderheitenpolitik in den einzelnen Regionen immer nur Modell für andere sein könne, keine Blaupause. Letztlich seien vor allem die Staaten und ihr Umgang mit ihren Minderheiten entscheidend.

„PERSPEKTIVE EINER EUROPÄISCHEN REGULIERUNG“

Mit einem Impuls zur Entstehung und zur Wirkung der Minority Safepack Initiative (MSPI) führte Dr. Angelika Mlinar, Vizepräsidentin der FUEN und ehemalige Ministerin der Republik Slowenien für Entwicklung und Europäische Kohäsionspolitik, in den dritten Themenblock ein. Mit einer beispiellosen Kampagne sei es den Minderheiten vereint gelungen, mit ihrem Bürgerbegehren sämtliche Hürden zu nehmen und es in die Beratungen des Europäischen Parlamentes einzubringen. Zuvor hatten schon etliche nationale Parlamente europäischer Staaten ihre Unterstützung erklärt, darunter auch der Deutsche Bundestag. Ziel der Initiative sei es, die wichtigsten minderheitenpolitischen Fragen über die EU verbindlich für jeden Staat zu regeln. Eine Lösung auf dieser Ebene sei einerseits wichtig, weil auch die Minderheiten oft nicht nur in einem Land zu Hause seien, und andererseits, weil sich einige Länder wie

z. B. Frankreich nach wie vor beharrlich sogar gegen die Selbstverpflichtungen des Europarates sperrten. Während das Europäische Parlament der Initiative zugestimmt hatte, erteilte die Europäische Kommission ihr nach Prüfung jedoch eine Absage. Nunmehr werde eine Klärung vor dem Europäischen Gerichtshof angestrebt, so Mlinar.

In der virtuellen Diskussion zwischen der FUEN-Vizepräsidentin und Hartmut Koschyk, dem ehemaligen Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten und dem stellvertretenden Vorsitzenden der DG, Nikolaus von Peter, dem politischen Referenten bei der Vertretung der Europäischen Kommission in Deutschland, sowie Dotschy Reinhardt, der Vorsitzenden des Landesrats Deutscher Sinti und Roma Berlin-Brandenburg, zeigten sich sehr unterschiedliche Sichtweisen auf die rechtlichen Rahmenbedingungen und Möglichkeiten von Minderheitenpolitik.

Dotschy Reinhardt betonte, dass für die deutschen Sinti und Roma die hart erkämpfte Anerkennung in ihrem Heimatland im Vordergrund stehe. Diese sei auch dadurch gegeben, dass Deutschland sich vorbildlich an das Minderheitenschutzabkommen und die Sprachencharta des Europarates halte. Anerkennung auf nationaler Ebene stehe auch für andere Gruppen der Sinti und Roma im Vordergrund, die in vielen Staaten Südosteuropas noch immer unterdrückt würden. Sie sehe daher Minderheitenpolitik in erster Linie als Aufgabe der Nationalstaaten, wenngleich europäische Regelungen natürlich wichtig seien.

Nikolaus von Peter wiederum bewertete das Anliegen der MSPI namens der Europäischen Kommission durchaus positiv. Die Kommission habe jedoch entschieden, dass zum einen die existierenden Regelungen ausreichen und zum anderen die Mitgliedsstaaten selbst in der Pflicht stünden, die Rechte ihrer Minderheiten zu stärken und ihren Kultur- und Spracherhalt zu fördern. Zugleich merkte er an, dass bereits jetzt Sanktionsmöglichkeiten seitens der EU-Kommission zur Verfügung stünden und diese auch Anwendung fänden.

Angelika Mlinar und Hartmut Koschyk machten nochmals deutlich, dass Minderheitenpolitik über den Europarat hinaus auch in die Gremien der EU gehöre. Es gebe hier einen politischen Gestaltungsanspruch, der sich am

ehesten über Aufbauunterstützung und aktive Förderung von Strukturen umsetzen ließe. Die Rahmenabkommen des Europarates, der weit mehr Länder als die EU umfasst, genügten aufgrund ihres selbstverpflichtenden Charakters nicht für die Staatengemeinschaft der EU. Die Nationalstaaten müssten auf EU-

Ebene für Minderheitenrechte eintreten und damit den Schutz von Minderheiten auf die europäische Ebene heben. Hartmut Koschyk betonte insbesondere, dass die EU-Kommission an anderer Stelle durchaus politischen Gestaltungswillen an den Tag lege, sich in Sachen Minderheitenpolitik aber eher zurück-

haltend und etwas mutlos zeige. Es seien nicht nur die passive Verhinderung von Diskriminierung, sondern deren aktive Förderung nötig. **st** M-PH, JH, TAF

→ Link zum Video:
youtu.be/mbUgAlQQCmc

„Noch ist Visegrád nicht verloren“

In ihrem unlängst erschienenen Buch *Die Visegrád-Connection. Eine Herausforderung für Europa* analysieren Claus Leggewie, Ludwig-Börne-Professor an der Universität Gießen, und Ireneusz Paweł Karolewski, Professor für Politische Theorie und Demokratieforschung an der Universität Leipzig, die politische Situation der in der Visegrád-Gruppe (V4) zusammengeschlossenen ostmitteleuropäischen Staaten Polen, Slowakei, Tschechien sowie Ungarn und warnen vor deren Risikopotenzial für die EU. Im Interview mit Tilman A. Fischer spricht Claus Leggewie über seinen Blick auf Polen und die drei weiteren V4-Staaten.



Claus Leggewie (2016)

Herr Professor Leggewie, die zentrale These von *Die Visegrád-Connection* lautet: „Wenn sich die Europäische Union der schleichenden Transformation nicht widersetzt, wird die Visegrád-Gruppe der Katalysator ihrer mittelfristigen Erosion und der Zerstörer der europäischen Idee sein.“ Hieraus ergeben sich unmittelbar zwei Fragen. Zunächst, um auf der Ebene der technischen Metapher zu bleiben: Wie funktioniert und arbeitet dieser Katalysator?

Katalysatoren sind Stoffe, die eine chemische Reaktion beschleunigen und umgangssprachlich Beschleuniger bestimmter Entwicklungen. Victor Orbán hat 2017 gesagt: Früher dachten wir, Europa ist unsere Zukunft, heute sind wir die Zukunft Europas. Er meint damit ein illiberales, christliches, monokulturelles Europa der Vaterländer, das sich nach außen abschottet und nach innen einen moralischen Bürgerkrieg gegen liberale und libertäre Auffassungen führt. 2017

klang das vermessen, nach der „chemischen“ Verbindung der Visegrád-Staaten könnte es Wirklichkeit werden.

Sodann: Was kann die Europäische Union – und vielleicht auch konkret: was können die Europäerinnen und Europäer – tun, um sich eben dieser Transformation zu widersetzen?

Die EU muss das Einstimmigkeitsprinzip aufheben und die Visegrád-Blockade mit allen rechtlichen und politischen Möglichkeiten auflösen, die EuropäerInnen müssen die Vorgänge in diesen Ländern als innenpolitische Probleme begreifen.

Anders als es der homogen anmutende Name „Visegrád-Connection“ vermuten lässt, akzentuieren Sie in Ihrem Buch immer wieder die sich hinter der scheinbar geschlossenen Front verborgene Heterogenität der Mitglieder dieses Bündnisses. Welche Position nimmt hierbei die Republik Polen im Zusammenspiel mit ihren Partnern ein?

Die V4-Staaten eint das Ziel der „state capture“, in Polen und Ungarn haben sich Parteien den Staat gekapert, in Tschechien und der Slowakei eine korrupte Oligarchie. Sie haben recht: die vier Gesellschaften sind heterogen, oft haben sie auch latente oder offene Konflikte, aber sie eint die Ablehnung der EU.

Welchen spezifischen Faktor stellt die katholische Kirche für die von Ihnen identifizierte Situation in unserem Nachbarland dar?

Es gibt in Polen eine unselige klerikal-faschistische, darunter religiös-antisemitische Tradition, die sich mit dem völkisch-autoritären Nationalismus verbindet. Als Katholik kann ich nur sagen, dass das alles anderem als christlichen Idealen entspricht.

Auf welche Akteure in den Visegrád-Staaten setzen Sie Ihre besondere Hoffnung, wenn Sie in Anlehnung an die polnische Nationalhymne formulieren: „Noch ist Visegrád nicht verloren“?

Es gibt eine breite zivilgesellschaftliche Opposition, es gibt lagerübergreifende Koalitionen gegen die autokratischen Regime und es gibt Restbestände des unabhängigen Journalismus und der Jurisprudenz. Wenn die EuropäerInnen das unterstützen, können die Autokraten gestürzt werden.

Verstärkung haben die Visegrád-Staaten immer wieder durch Österreich erhalten. Sie sprechen auch vom „Austerlitz-Format“. Welche Bedeutung kam hierbei dem unlängst zurückgetretenen Bundeskanzler Sebastian Kurz zu?

Kurz war ein grandioser Opportunist, der als liberaler Integrationsminister angefangen und als harter Asyl- und Immigrationsfeind geendet ist. Seine Praxis kam den Usancen der FPÖ gleich, und er hat den V4-Staaten immer wieder Avancen gemacht. Die politischen Kulturen im Raum des einstigen Habsburgerreiches und im südlichen Balkan sind äußerst labil. **st**



Weihnachten 2021

Den JAHRESAUSKLANG zu eröffnen, geschieht unter Voraussetzungen, die denjenigen, denen wir im letzten Jahr gegenüberstanden, nicht unähnlich sind: Nach der ermutigenden Phase einer durchaus berechtigten Hoffnung auf die Wiederkehr einer gewissen Normalität zeigt die Entwicklung der letzten Monate, wie wechselhaft und unkalkulierbar die Pandemie ihr zerstörerisches Potential weiterhin zu entfalten vermag.

¹ Daut passied donn, daut een Jesatz von dem Tjeisa Augustus utjintj, daut dee Mensche vonne gaunze Welt jetahlt woare sulle. ² En daut we daut eschte Mol, daut aula jetahlt woare. Daut we too dee Tiet, aus Quirinius enn Syrien rejiead. ³ En aula jinje doahan, om sich ennschriewe to lote, een jiedra enn siene Staudt.

⁴ Dan mok sich uck Jooseph ut Galileea, ut dee Staudt Nazareth, opp enn daut judsche Launt noh dee Staudt, dee Bethlehem heet, wiels hee ut Dovt siene Famielje staumt, ⁵ om sich ennschriewe to lote met Marieche, siene vesproakne Fru, dee we schwanga. ⁶ En aus see doa aunkaume, we dee Tiet, daut see daut Tjint too Welt brinje sull. ⁷ En see brocht eahren eschten Sehn too Welt en wetjeld ahm enn Winjle en led ahm enn eene Tjrebb, wiels see sest tjeenen Rum em Gausthus haude.

⁸ En doa were Hoade enn dee Jeajent oppe Stap bie eah Veeh, dee hilde doa Nachtwoak. ⁹ En dem Harr sien Enjel kaum noh ahn dicht bie en dem Harr siene Harrlichtjeit schiend om ahn; en see haude grulich Schis. ¹⁰ En dee Enjel red too ahn: Jie brucke nich Schis habe! Tjitjt. Etj brinj junt groote Freid, dee gaunzen Voltj brinj etj dee; ¹¹ wiels junt vondoag dee Heilaunt jebore ess, wona ess Tjristus dee Harr

Wenn wir diesen Weihnachtstagen nun kaum unbefangen oder heiter, sondern wiederum zurückhaltend und nachdenklich entgegensehen, wollen wir uns ohne Umschweife auf die Geschichte zurückbesinnen, mit der eine Frohe Botschaft und ein großes Friedensversprechen in die Welt gekommen sind. Und da die Erzählung aus dem Lukas-Evangelium den meisten unserer Leser von Jugend auf vertraut ist, wollen wir sie zugleich einladen, diesen Bibeltext – dem FOKUS dieser Ausgabe entsprechend – auf Plautdietsch zu lesen:

enne Staudt Bethlehem. ¹² En ditt ha jie aus Tetjen: Jie woare daut Tjint enn Winjle jewetjelt enn eena Tjrebb finje.

¹³ En opp eenmol we doa bie dem Enjel een Schoof himmlische Soldote, dee lowde Gott en sede:

¹⁴ Mucht Gott doa bowe jelowt woare en Fred oppe Ed harrsche manke Mensche, dee ahm jefaule.

¹⁵ En aus dee Enjel von ahn wajch nohm Himmel floch, rede dee Hoade eena toom aundren: Well wie nu noh Bethlehem gohne en dee Jeschicht seehne, dee doa passieat ess, dee ons dee Harr vetahlt haft.

¹⁶ En see kaume bosich en funge Marieche en Jooseph, doatoo daut Tjint enne Tjrebb. ¹⁷ Aus see daut jeseehne haude, vetahlde see aule Mensche, waut ahn von diesem Tjint jesajcht we. ¹⁸ En aula, dee daut hieade, wundade sich ewa daut, waut dee Hoade ahn vetahlde.

¹⁹ Marieche oba behild aule disse Wed en docht enn eahrem Hoat doarewa noh. ²⁰ En dee Hoade jinje wada tridj, lowde Gott fe aules, waut see jehieat en jeseehne haude, soo aus ahn daut vetahlt word.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

im Sinne dieser Geschichte wollen wir für Sie zum Jahreswechsel ein allseitiges, vor allem gesundheitliches Wohlergehen erhoffen. Darüber hinaus danken wir Ihnen an dieser Stelle nochmals für Ihre Treue, die Sie unserer Zeitung auch 2021 gehalten haben, und nicht zuletzt wünschen wir Ihnen gerade in diesen Zeiten von Herzen ein gesegnetes Weihnachtsfest sowie einen guten Übergang in das neue Jahr 2022.

Ihre Redaktion des Westpreußen

Innenansichten der ersten „Kriegsweihnacht“

Angesichts der Einschränkungen, die uns die fortwährende Covid-19-Pandemie auferlegt und unter denen das Weihnachtsfest wohl auch in diesem Jahr wieder stehen dürfte, liegt es nahe, einen Blick auf vergleichbare Situationen zu werfen, in denen sich die vertrauten Vorstellungen von einem friedvollen Jahresausklang, nach dem sich die Menschen sehnen, nur mühsam – wenn überhaupt – gegenüber widrigen schicksalshaften Kräften aufrechterhalten lassen.

Solch eine Lage bietet beispielsweise die erste „Kriegsweihnacht“, die 1914 gefeiert wurde. In dieser Zeit war die allgemeine Bedrohung des Lebens zwar schon an vielen Stellen spürbar, die „Heimat“ vermochte aber gleichwohl noch ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit zu vermitteln. Selbst auf den Schlachtfeldern konnte in diesem Jahr noch spontan die Idee eines „Weihnachtsfriedens“ entstehen: Am 24. Dezember und an den beiden folgenden Tagen kam es bekanntlich zu spontanen Unterbrechungen der Kampfhandlungen; an einzelnen Abschnitten sowohl der West- als auch der Ostfront schwiegen die Waffen, weil die christliche Botschaft noch auf beiden Seiten als übergeordnete ethische Kraft verstanden und respektiert wurde.

Die Ambivalenz dieser Zeit, in der die Erfahrungen des Krieges anscheinend noch mit der Normalität des gesellschaftlichen Lebens in Einklang zu bringen waren, soll hier am Beispiel der westpreußischen Stadt Elbing verdeutlicht werden. Die Durchsicht der dortigen zeitgenössischen Presse fördert eine Fülle von Berichten, Mitteilungen, Ankündigungen oder auch Werbeanzeigen zu Tage, die ein differenziertes alltagsgeschichtliches Bild dieser ersten Kriegsweihnacht zu skizzieren erlauben.

Krieg: Bedrohung und Fürsorge

„Ihr werdet wieder zu Hause sein, ehe noch das Laub von den Bäumen fällt“ – lautete das Versprechen, das Kaiser Wilhelm II. seinen Soldaten im August 1914 gegeben hatte. Im Dezember dieses Jahres wussten alle Elbinger aber schon, dass ihre Ehemänner, Söhne und Brüder nicht zum Weihnachtsfest würden nach Hause kommen können – und dass etliche von ihnen, wie der erst 17 Jahre alte Franz Dietrich, dessen Tod „für Kaiser und Vaterland“ am 10. Dezember in den *Elbinger Neuesten Nachrichten* angezeigt wurde, sogar nie mehr zurück-

kehrten. Jeden Tag erschienen in der lokalen Tagespresse Verzeichnisse der gefallenen und vermissten Soldaten sowie private Todesanzeigen für die im Felde Gebliebenen. Die gedrückte Stimmung ließ sich auch kaum durch die parallel veröffentlichten Mitteilungen heben, die von den Auszeichnungen tapferer Mitbürger kündeten. Hierzu zählte etwa Artur Michalowski, ein Geschäftsinhaber, dem das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen worden war.

An die Kriegshandlungen erinnerte die Einwohner auch stets die Anwesenheit der ostpreußischen Flüchtlinge, die im Spätsommer nach



Flüchtlinge aus Ostpreußen am Friedrich-Wilhelm-Platz

den Angriffen der kaiserlich-russischen Armee nach Elbing und in die Elbinger Gegend geströmt waren und deren Unterhalt den städtischen Haushalt erheblich belastete. Unterstützt wurden die neuen Mitbürger auch von Privatpersonen: Im Dezember 1914 übergab die Künstlerin Erna Schmalz, eine ehemalige Elbingerin, die inzwischen in Bayern lebte, 20 Zentner von ihr zusammengetragener Gaben – von Schuhen über Kinderwagen bis Möbelstücken – für die Flüchtlinge. Öffentliche Sammlungen zugunsten von neu einberufenen oder verwundeten Soldaten sowie von Kriegerwitwen und Kriegswaisen veranstalteten die lokalen Zweigvereine des Roten Kreuzes, der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen und des Frauendienstes.

Für ein gezieltes wohltätiges Verfahren in modernerem Sinne entschied sich die Frauenhilfe; deren Mitglieder brachten die Sachspenden direkt zu den betroffenen Familien, anstatt sie, wie es sonst üblich war, an öffentlichen Ausgabestellen zu verteilen. Wie immer machten sich am ersten Adventssonntag 1914 auch die Elbinger Adventsmütterchen auf den Weg. Manche Arbeitgeber – so z. B. die Brauerei ENGLISH

BRUNNEN – fühlten sich verpflichtet, die Not der Bedürftigen zu lindern, indem sie ihren Arbeitern und Angestellten sowie den Ehefrauen der einberufenen Belegschaftsmitglieder zu Weihnachten ein Kontingent Kohlen zukommen ließen.

Die Lage der Frauen, deren Männer in der Armee dienten, war höchst prekär, insbesondere, wenn sie noch eine Schar von Kindern versorgen mussten. Aus den in der Tagespresse erschienenen Magistratsberichten weiß man, dass sich die städtischen Behörden bemühten, Schwangere und Wöchnerinnen, die ihrer Ehemänner – und damit wohlgeerntet auch jedes Einkommens – beraubt waren, materiell zu unterstützen. Viele aber mussten alleine für sich und ihre Kinder sorgen, was in diesem Falle bedeutete, dass sie – recht häufig zum ersten Male – ins Berufsleben einstiegen. Glücklicherweise gab es einige Elbinger Betriebe, die dringend weibliche Arbeitskräfte suchten. Eine entsprechende Anzeige schaltete z. B. die Firma von Hermann Berlowitz, die u. a. Steppdecken herstellte.

Die Zweigvereine des Roten Kreuzes und der beiden vaterländischen Frauenvereine kümmerten sich nicht zuletzt auch um die verwundeten Soldaten, die in den Lazaretten behandelt wurden. (Solch ein Lazarett hatte man beispielshalber in den Casinoräumen eingerichtet.) Gesammelt wurden warme Unterwäsche, wollene Kopfschützer, Taschenlampen, kleine Bürsten und Spiegel, Taschenmesser und – selbstverständlicherweise – Zigaretten. Zudem appellierten die Verantwortlichen an die Mitbürger, für die Patienten „Bunte Teller“ vorzubereiten. Die Mitglieder anderer Frauenvereine übernahmen schließlich, am Bahnhof auf die Militärzüge zu warten, um die Männer, die an die Front fuhren, mit Proviant, Süßigkeiten und Rauchwaren zu beschenken.

Weihnachten: Feiern und Schenken

Obgleich viele Mitglieder der Musikvereine zum Kriegsdienst einberufen worden waren, kam das Kulturleben nicht zum Stillstand. In der Kirche zu den Hl. Drei Königen fanden in der Adventszeit „Familienkriegsabende“ statt. Auf dem Programm standen Chorkonzerte und Vorträge, beispielsweise über das Thema „Der Krieg und seine Helden“. Auch in der Marienkirche wurde die langjährige Tradition des Adventskonzerts weitergepflegt: Der dort beheimatete Chor, der als die wichtigste kirchliche Musikvereinigung in der Stadt den Namen *Elbinger Kirchenchor* führte, bot neben einigen Weihnachtsstücken den Chorsatz der „Verwandlungsmusik“ aus Richard Wagners *Parsifal*. Auch andere Vereine förderten die Durchführung von Musikveranstaltungen: So lud der Elbin-



„Die requirierte Kuh“ – Eine illustrierte Geschichte aus „Onkel Franz“, der Kinderbeilage der Elbinger Neuesten Nachrichten, vom 6. Dezember 1914: Für den kleinen Walter sind sein Gewehr und sein Helm, die ihn zu einem „richtigen“ Soldaten machen, die wichtigsten Dinge des Lebens, und am liebsten „spiel“ er Krieg. Dabei muss seine kleine Schwester die für sie bittere Erfahrung machen, dass es für übergeordnete Kriegsziele auch notwendig sein kann, auf das eigene Spielzeug zu verzichten.

ger Sportverein auf den 20. Dezember zu einem szenischen Konzert ein, das von dem in der Region renommierten Opernsänger Kurt Groll und der auch sozial engagierten Musiklehrerin Ella Carstenn getragen wurde.

Geöffnet blieben zudem das Stadttheater und die Elbinger Kinos, deren Programme vom kriegerisch gesonnenen Zeitgeist allerdings keineswegs unbeeinflusst blieben: Im CENTRAL-THEATER lief der als „Kriegsballade“ angekündigte Streifen *Lenore*, und in diesem Lichtspieltheater wurden auch regelmäßig Berichte über die ruhmreichen Kämpfe an den verschiedenen Fronten – wie die Schlacht bei Lodz und die Gefangennahme russischer Soldaten – vorgeführt. Der Krieg prägte auch die Produktionen des Stadttheaters, die speziell für Kinder gedacht waren. Das Weihnachtsstück hieß *Vater im Felde* und zeigte, dass auch Rotkäppchen, Aschenputtel und Dornröschen zusammen mit Frau Holle sowie Schneewittchen und den Zwergen alles ihnen Mögliche unternahmen, um die deutschen Kriegsanstrengungen kraftvoll zu unterstützen.

Der Handel wollte auch in diesem Jahr nicht auf das Weihnachtsgeschäft verzichten und suchte die im Vergleich zu früheren Jahren nicht sonderlich ausgeprägte Kaufneigung der Bürger anzuregen. Dabei wurde eine Reihe von Artikeln angeboten und beworben, die zuvor keine sonderliche Beachtung gefunden hätten, die nun aber als praktische Gaben für die Soldaten begehrt waren: Ferngläser, Taschenlampen oder Kompass. Auf dem Markt erschien zudem eine völlig neue Geschenkidee: ein künstlicher Miniatur-Christbaum, der in ein Feldpostpäckchen hineinpasste. Solche Bäumchen wurden von der

Elbinger Adventsmütterchen pflegen einen verwundeten Soldaten (künstlerische Darstellung von Hans-Joachim Pfau). In Wirklichkeit setzen die Adventsmütterchen auch in der Kriegszeit ihre angestammte Tätigkeit fort, Gaben und Spenden für Insassen der Elbinger Hospitäler zu sammeln.



QUELLE: ARCHÄOLOGISCH-HISTORISCHES MUSEUM ELBING

Elbinger Drogerie J. STAESZ offeriert – aber nur für kurze Zeit, denn bereits am 16. Dezember wurde ihr Versand in ganz Deutschland untersagt, weil die Transportkapazitäten nur für nützliche bzw. notwendige Gegenstände zur Verfügung ständen.

Das begehrteste Geschenk waren bei den meisten Soldaten sowieso Zigaretten. Diesen Weihnachtswunsch erfüllte die KOMNICK AG ihren 400 einberufenen Mitarbeitern in besonders großzügiger Weise, denn die Automobil-Fabrik schickte jedem von ihnen „eine Kiste guter Zigarren“. Dringend benötigt wurden im Winter – gerade bei Einsätzen an der Ostfront – auch warme Kleidungsstücke. Deshalb trafen sich an langen Adventsabenden die weiblichen Mitglieder der Elbinger St. Annengemeinde, um gemeinsam Pullover, Schals und Mützen zu stricken. Ein eigenes Problem riefen allerdings die Postlaufzeiten hervor, denn alle Geschenke mussten sehr frühzeitig aufgegeben werden, damit sie die Männer in den Schützengräben überhaupt noch vor Weihnachten erreichen konnten. Deshalb sei, wie die *Elbinger Neuesten Nachrichten* am 1. Dezember berichteten, schon ein regelrechter Sturm auf das Postamt am Bahnhof losgebrochen.

Laut einem Beschluss des Magistrats durfte in der Vorweihnachtszeit lediglich von 8.00 bis 13.30 Uhr und nur an den jeweils für Märkte ausgewiesenen Standorten Handel getrieben werden. Dabei galten für Grundnahrungsmittel Preis-Obergrenzen, die seitens der Regierung vorgegeben worden waren. Am 2. Dezember stellte die Presse überrascht fest, dass es am Friedrich-Wilhelm-Platz im Vergleich zu den Vorjahren bislang kaum speziellere weihnachtliche Angebote gäbe. Tatsächlich wurden die ersten, noch vereinzelt auftauchenden Weihnachtsbäume dort erst am 5. Dezember entdeckt. Ein schöner mittelgroßer Baum kostete in der Regel mehr als eine Mark; ein Tischweihnachtsbaum hingegen konnte bereits für 30 bis 50 Pfennige erworben werden.



ABBILDUNG: LANDESKIRCHLICHES ARCHIV STUTTGART

Weihnachtsbaum für die Frontsoldaten

den. (Zum Vergleich: Eine Mandel Eier, d. h. 15 Stück, kostete 1,80 Mark). Je näher das Fest heranrückte, desto deutlicher fielen Weihnachtsartikel ins Auge: Am Platz zwischen der Bürgerressource und dem Casino gab es nun eine große Auswahl an Weihnachtsbäumen; um das Kaiser-Wilhelm-Denkmal herum boten Tischler Holzspielzeug zum Kauf an; und wo früher das Schmiedetor gestanden hatte, wurde mit Tannen- und Wacholderzweigen sowie Adventskränzen gehandelt. Unmittelbar vor den Feiertagen konzentrierte sich die Nachfrage auf das Festessen: Die Käufer suchten insbesondere nach Gänsen, konnten sich aber auch an aktuellen Annoncen orientieren und sich für Heringe, Karpfen oder die beliebten Elbinger Neunaugen entscheiden.

Die Durchsicht der Werbeanzeigen führt zu weiteren aufschlussreichen Entdeckungen. Der Besitzer der Einkaufshalle am Holländer Tor spielte auf die Belastungen durch die Kriegssteuer an, wenn er für seine Waren (Nüsse verschiedener Sorten, Pfefferkuchen, Randmarzipan, Schokoladenfiguren, alkoholische Getränke) mit dem eingängigen Slogan warb: „Billiges Fest in teuren Zeiten“. Einige Firmen forderten dezidiert zum „Kaufpatriotismus“ auf: „Kauft deutsche Cognacs“; zudem gab es offenbar ein reichhaltiges Sortiment von „patriotischen Abzeichen“, durch die deren Träger ihrer vaterländischen Gesinnung unmissverständlich Ausdruck verleihen konnten. Bei der Suche nach Geschenken wur-

Kriegs-Baschlik für den Winter-Feldzug
 Lieber dem Helm getragen
 bester Schutz gegen Kälte u. Nässe

Nr 1. Grau Lomo... M 7,25
 Nr 2. Imperig. Helm-
 bezugsstoff mit
 Füller... M 9,75
 Nr 3. Grau Flauschstoff M 11,50
 Nr 4. Imperig. Regen-
 mantelstoff mit
 Lammwolle... M 13,75

Als Feldhandschuh
 verwendbar

Für Linnen-Ischopka, Husaren-
 Pelzmütze, Jäger-Ischoko und
 Marine- resp. Landsturm-Mütze
 erhöhen sich die Preise bei
 Nr 1... um M 1,50
 Nr 2... um M 2,-
 Nr 3 u. 4. um M 2,50

C. G. Plaumann
 Spezialgeschäft f. Herrenbedarfsartikel
 Friedrichstr. 3 Telephon 237

Puppen! Puppen!
 Die größte Freude
 für jedes Kind

ist, wenn es eine echte Haar-Puppen-
 perücke aus der Elbinger Puppenklinik
 erhält. Größte Auswahl in fertigen
 Haar-Puppenperücken eigener Sa-
 beritation. Anfertigung von Puppen-
 perücken aus ausgekämmtem Haar
 in jeder gewünschten Preislage. Puppen-
 köpfe, Puppenbälge, Puppenarme,
 Puppenbeine, Puppenkleider,
 Puppenschuhe, Puppenwäsche,
 Puppenkrämpfe, Puppenperücken
 erhalten Sie in den denkbar größter Auswahl bei

Arthur Hoffmann,
Elbinger Puppenklinik
 Schiffsastraße 9

Annoncen aus den Elbinger Neuesten Nachrichten vom 10. bzw. 12. Dezember 1914

den viele Kunden auch diesmal bei Musikalien oder Schallplatten fündig. 1914 offerierte Emil Schaefer, dessen Geschäft sich in der Hl. Leichnam-Straße befand, eine Aufnahme des Wiegenliedes „Kleine Prinzen müssen schlafen gehen“, aber auch Einspielungen von „Deutschland, Deutschland über alles“ oder – gänzlich der Zeit angemessen – des Schlagers „Jeder Schuß – ein Ruß“. Auffällig ist schließlich, dass nur sehr selten für Luxuswaren geworben wird; vereinzelt finden sich aber Angebote von Schmuckstücken oder Armbanduhren, und die Drogerie FRITZ LAABS empfahl im höheren Preissegment das Parfüm *Der Kaiserin Rose* als eine „getreue Wiedergabe“ eines zuvor unter dem Namen „Maréchal Niel“ geführten Duftes.

Die Elbinger verbrachten das Weihnachtsfest somit nach Möglichkeit auf ähnliche Weise wie in Friedenszeiten. Sie beschenkten einander und feierten im Familien- und Freundeskreis; Mitglieder von Vereinen trafen sich – meistens am zweiten, manchmal aber schon am ersten Weihnachtstag – mit Gleichgesinnten auf gemeinsamen Festen, bevorzugt auch bei einem Frühschoppen. Ein beliebtes Getränk zu dieser Jahreszeit bildete das Bockbier, ein Starkbier, das sowohl von ENGLISCH

BRUNNEN als auch von der Brauerei H. PREUSS gebraut wurde. Als angenehm empfanden die Menschen schließlich, dass die erste Kriegswihnacht nicht – wovon man sonst vielleicht geträumt hätte – „weiß“ war: Am 10. Dezember betrug die Lufttemperatur in Elbing noch über 10°C, und dieser Wettertrend dauerte bis zu den Festtagen fort, so dass die Folgen des allgemeinen Heizstoff-Mangels die Festlichkeiten nicht allzu sehr zu überschatten vermochten.

Dank dem milden Wetter strömten vermehrt Bauern aus dem Umland in die Stadt, um dort mit Eiern, frischem Gemüse und Fleisch zu handeln. Ungewöhnlich war auch das Angebot an Blumen. Die *Elbinger Neuesten Nachrichten* beobachteten, dass der Blumenmarkt vor dem Weihnachtsfest eher wie ein Frühlingmarkt ausgesehen hätte. Wenn sich die Passanten hier am Anblick von Alpenveilchen, Tulpen, Hyazinthen und Primeln erfreuen konnten, half dies gewiss, für einige Momente den düsteren Kriegsalltag zu vergessen – und in der noch fortwährenden Erwartung eines baldigen Kriegsendes dem neuen Jahr auch mit einiger Zuversicht entgegenzusehen. *Joanna Szkolnicka*

Sechs Empfehlungen

für Mußestunden zwischen den Jahren



Werner Bätzing

Das Landleben. Geschichte und Zukunft einer gefährdeten Lebensform

München: C.H. Beck, 2020

302 S., Hardcover, € 26,-

ISBN 978-3-406-74767-0

Kaum eine Prognose wirkt spontan so plausibel wie die Behauptung, die Zukunft der Weltgesellschaft werde sich in den Städten abspielen. Aber was geschieht dann eigentlich mit dem ländlichen Raum, den Mittelgebirgen in der Bundesrepublik, den weiten Ebenen am Unterlauf der Weichsel, in der historischen Provinz Westpreußen, oder den traditionellen Agrarlandschaften in den Schwellenländern? Der Geograph Werner Bätzing hat mit *Das Landleben. Geschichte und Zukunft einer gefährdeten Lebensform* versucht, zu dieser Frage eine Diskussionsgrundlage zu schaffen. Das Ergebnis ist eine anschauliche Erzählung vom Landleben geworden, durchaus etwas professoral, aber das im besten Sinne: mit genauer Kenntnis der Zusammenhänge, vertrauenswürdig und geschrieben mit großem Wohlwollen für seinen Gegenstand und das Lesepublikum.

Zunächst wird bei Bätzing deutlich, dass Stadt und Land nicht bloß als Gegenpole verstanden werden können. Sie sind immer schon aufeinander angewiesen, miteinander verbunden. In den Weltregionen, in denen vor rund 10.000 Jahren mit der Landwirtschaft begonnen

wurde, entstanden auch die ersten städtischen Siedlungen. Diese Verbindung bleibt durch Bätzings ganze „Geschichte“ bis in die Gegenwart hinein bestehen. In der Moderne allerdings erscheinen die ländlichen Räume zunehmend entweder als rückständige Rest-Räume oder als ein verklärtes Idyll, das als Projektionsfläche von Sehnsüchten dient. Der Wandel ist in dieser Form aber nicht unausweichlich. Zum Beispiel macht Bätzing deutlich, wie sehr die heutige Lage auf dem Land in Deutschland von der Raumordnungspolitik der Nachkriegszeit geprägt ist, die dem ländlichen Raum zwar Anteil am und Zugang zum urbanen Fortschritt verschaffen wollte, ihn aber als eigenständige Wirtschafts- und Lebensform nicht genügend beachtet hat.

An diesem Punkt geht das Buch von Werner Bätzing, der auch als Aktivist für eine nachhaltige Entwicklung des Alpenraumes bekannt geworden ist, dann in die „Zukunft“ über. Dass sich alle menschlichen Aktivitäten – einschließlich der Agrarproduktion – künftig in Metropolen ballen und der ländliche Raum zum Naturreservat wird, hält Bätzing weder für realistisch noch für wünschenswert. Stattdessen setzt er sich ein für ein positives Verständnis von Regionalität, betont die wichtige Rolle von bürgerschaftlichem Engagement und fordert intelligente Lösungen für die Gewährleistung moderner Dienstleistungsangebote in der Fläche. In Ansätzen gibt es das alles schon. Bätzing ist überzeugt, dass dieser Weg sich lohnt: Stadt und Land seien „zwei unterschiedliche, jedoch gleichwertige Wirtschafts- und Lebensräume“, die „nur gemeinsam ein ‚gutes Leben‘ ermöglichen“.

Alexander Kleinschrodt



Johann Hinrich Claussen / Ulrich Lilie

Für sich sein. Ein Atlas der Einsamkeiten

München: C.H. Beck, 2021

248 S. mit 8 Illustr., Klappenbroschur, € 18,-

ISBN 978-3-406-77488-1

„Wir haben Menschen Einsamkeit zugemutet, um andere vor Krankheit oder Tod zu schützen. Wir haben unser Leben einschränken müssen, um Leben zu retten.“ Mit diesen Worten reagierte Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier in seiner vielbeachteten Rede auf der Zentrale Gedenkveranstaltung für die Verstorbenen in der Corona-Pandemie auf eine kollektive Erfahrung, die sich mit der Pandemie bzw. ihrer Bekämpfung verbindet: Einsamkeit.

Solche Erfahrungen drängen auf Bewältigung – nicht nur, aber insbesondere am Ende des zweiten „Corona-Jahres“. Und womöglich bietet sich hierzu auch die Advents- und Weihnachtszeit in besonderer Weise an. Dies nicht nur, weil es die Zeit der Jahresrückblicke und medialen Bilanzierung ist. Vielmehr laden diese – nicht ohne Grund mit Begriffen des Kirchenjahres bezeichneten – Wochen dazu ein, ganz persönlich das Zurückliegende im Horizont des eigenen Lebens wie transzendenter Hoffnungen zu bedenken.

Bei einer solchen Reflexion existenzieller Fragen kann jede und jeder Begleiter gebrauchen. Einen solchen bietet aus christlicher Perspektive das Buch „Für sich sein“ der Theologen Johann Hinrich Claussen, Kulturbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland, und Ulrich Lilie, Präsident der Diakonie in Deutschland. Aufgrund ihrer jeweiligen Perspektiven sind sie prädestiniert dafür, dem komplexen

Phänomen Einsamkeit in seinen individuellen, sozialen und theologischen Dimensionen auf lebensnahe Weise nachzugehen.

Dies gelingt ihnen in der Form eines „Atlases der Einsamkeiten“: Zunächst bestimmen die Autoren in einer allgemeinen Einführung „Koordinaten der Einsamkeit“ und tragen damit zu einem umfassenden – und vor allem psychologisch fundierten – Verständnis von Einsamkeit bei. Auf dieser Grundlage erschließen sie das „Reich der Solitude“, „Zufluchtsorte des Für-sich-Seins“, die „Weiten der Loneliness“, die „Inseln der Isolation“, „Ankerplätze im Mahlstrom“ sowie „Wege und Orte der Befreiung“.

Jeder dieser Abschnitte bündelt einzelne, im Zusammenhang wie für sich lesbare Kapitel, die den Leser mit unterschiedlichsten Orten vertraut machen – Orte im weiteren Sinne des Wortes, also auch Situationen, Konstellationen und Menschen, die sich in diesen bewähren: Es begegnen Meister Eckhart in mystischer Abgeschiedenheit oder Caspar David Friedrich am Meer, es werden aber auch Einblicke in die moderne Gefängnis-Seelsorge gegeben. Damit folgt *Für sich sein* dem bewährten Muster von Claussens vorangegangenen Buch *Die seltsamsten Orte der Religion*.

Gleichfalls in der Tradition von Claussens Büchern steht der *Atlas der Einsamkeiten* auch dahingehend, dass der Zusammenhang von Zwangsmigrationen – „Flucht“ als „Menschheitsgeschichte“ – zur Sprache kommt und dabei auch das deutsche Vertreibungsschicksal thematisiert wird. An dieser Stelle sind es nun die ostpreußischen Wolkinder, die hier in ihrer „Erinnerungseinsamkeit“ ins Licht treten. Gerade auch wegen solcher Kapitel lohnt sich die eingehende Beschäftigung mit diesem Buch allemal. *Tilman Asmus Fischer*



Steffen Kopetzky

Monschau

Berlin: Rowohlt, 2021

352 S., geb., € 22,-

ISBN 978-3-7371-0112-7

Monschau in der Eifel, im Winter 1962: Die Pocken sind ausgebrochen, hochansteckend und lebensgefährlich. Mitten im Karneval droht ein Stillstand. Während der Chef der örtlichen Fabrik, die Spezialöfen in alle Welt exportiert, das Werk um jeden Preis offenhalten will – keine 20 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs ist man wieder gut im Geschäft –, versucht ein junger Betriebsarzt die Lage medizinisch in den Griff zu bekommen. Ausgerüstet mit einem Stahlkocher-Schutzanzug macht er die notwendigen Hausbesuche. Die Krankheitsfälle beginnen sich zu häufen, das Virus nimmt, was es kriegen kann ...

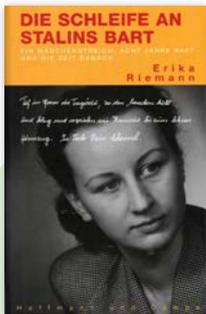
In seinem Roman mit dem schlichten Titel *Monschau* beleuchtet Steffen Kopetzky ebenso klug wie humorvoll eine kaum bekannte, wahre Begebenheit aus der jungen, vom rasanten Wirtschaftswunder geprägten Bundesrepublik. Schon 1962 war ein Grundthema der Kon-

flikt zwischen Wirtschaftsinteressen und Gesundheitsschutz. Doch auch die Nachwehen der NS-Zeit sind nicht weniger wichtig als die Bekämpfung der unerwarteten Pockenepidemie.

Von der ersten Seite an bestimmen Assoziationen zwischen der historischen und der aktuellen Situation das Geschehen, so die Parallele zwischen der aparten Vokabel „Variola“, dem wissenschaftlichen Namen der Pocken, und dem ebenfalls lateinischen „Corona“ – beide Bezeichnungen scheinen euphemistisch die lebensbedrohliche Gefahr zu verschleiern, die mit den Krankheiten einhergeht. Ebenso spiegeln erste Reaktionen, den Ausbruch der tödlichen Seuche zu vertuschen, die verzweifelten Bemühungen der Ärzte, eine wirkungsvolle Medizin zu finden, oder die Lebensbedingungen in den unter Quarantäne stehenden Haushalten wider, was wir alle erst vor einigen Monaten durchlebt haben.

Spannend und unterhaltsam – auch eine außergewöhnliche Liebesgeschichte entwickelt sich im Schatten der Epidemie – erzählt der Roman von hochdramatischen Wochen aus der Wirtschaftswunderzeit, sorgsam recherchiert, einfühlsam geschrieben und nicht zuletzt aufgrund des zeitlichen Abstands mit einer wohlthuend positiven Botschaft für uns Leserinnen und Leser der Gegenwart.

Annegret Schröder



Erika Riemann

Die Schleife an Stalins Bart: Ein Mädchenstreich, acht Jahre Haft und die Zeit danach

Hamburg: Hoffmann & Campe, 32006

253 S., € 19,90

ISBN: 978-3-4550-9377-3

Mühlhausen (Thüringen), Oktober 1945:

Wir wollten uns die neue Schule ansehen. End-

lich sollte es wieder Unterricht geben. [...] Da fiel mein Blick auf den Bilderrahmen. Bis vor kurzem beherbergte er den stets etwas grimmig dreinschauenden Adolf Hitler. Jetzt blickte ein anderer Diktator nicht weniger düster von dort auf uns herab. Die anderen waren meinem Blick gefolgt. „Das ist doch Stalin“, murmelte irgendjemand. [...] „Du siehst ja ziemlich traurig aus.“ Mit diesem Spruch trat ich an das Bild heran und malte eine kecke Schleife um den Schnauzbart.

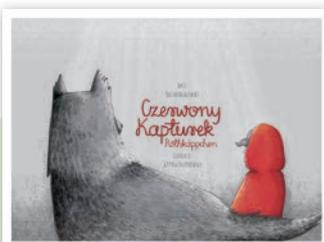
Was die damals Vierzehnjährige nicht ahnte: Für ihren übermütigen Streich wurde sie denunziert. Auf die Verhaftung folgte eine zermürbende Einzelhaft in Ludwigslust mit Schlägen, Tritten, immer wiederkehrenden nächtlichen Verhören und schließlich das Urteil: Zehn Jahre Zwangsarbeit in Sibirien wegen Beleidigung der Roten Armee und Werwolfstätigkeit.

Nach Sibirien kam sie zwar nicht (obwohl sie manchmal dachte, schlimmer könnte es dort auch nicht sein), doch Stationen ihrer achtjährigen Haft voller Erniedrigungen und Schikanen durch die zunächst russischen und später deutschen Bewacher, Schmutz, Ungeziefer, Kälte und ständigem Hunger waren Brandenburg, die Festung Torgau, das Frauengefängnis Bautzen, Oranienburg/Sachsenhausen (wo die mittlerweile eingesetzten Vopos die Ankömmlinge vor Berge von Schuhen, Brillen, Haaren führten und ihnen klarmachten,

dass sie dafür verantwortlich wären), Hoheneck, Waldheim und wieder Hoheneck. Nur ihr Überlebenswille half ihr, an dem schier ausweglosen Elend nicht zugrunde zu gehen, und sie überlebte einiges: Tbc, die Operation eines vereiterten Blinddarms ohne Narkose, weil der Häftlingsarzt keine Medikamente hatte, nach einem Schlag auf den Kopf zeitweilige Erblindung sowie den Verlust von Geruchs- und Geschmackssinn. Am 18. Januar 1954 kam die langersehnte Entlassung. Als eine neue Verhaftungswelle drohte, floh sie über die grüne Grenze zur mittlerweile im Westen lebenden Mutter und ihren Geschwistern. Endlich frei, musste sich die Dreiundzwanzigjährige in einer völlig anderen Welt zurechtfinden, wo man ihr mit Skepsis, Desinteresse oder Ablehnung begegnete. Unzählige Versuche, irgendwie beruflich Fuß zu fassen, zwei gescheiterte Ehen und der Sorgerechtsstreit um die Kinder gaben ihr das Gefühl, auf ganzer Linie versagt und es sowieso nicht anders verdient zu haben. Hinzu kamen immer wiederkehrende Alpträume von Mauern, die sie einzuschließen drohten. Erst 45 Jahre nach ihrer Entlassung konnte sie allen Mut zusammennehmen und sich „freischreiben“. Dann hörten auch die Alpträume auf.

Zugegeben, auch dieses Buch ist keine Neuerscheinung, denn es kam bereits 2000 auf den Markt. Seine Geschichte ging mir allerdings wieder durch den Kopf, als ich an die vielen Karikaturen dachte, die unsere langjährige Bundeskanzlerin mit meist dümmlichem Gesichtsausdruck und in einer Art Kleiderschürze mit Blümchenmuster darstellten – natürlich ungestraft. Deshalb ist das Buch auch heute noch lesenswert – vielleicht ganz besonders für die jüngere Generation, die sich nicht vorstellen kann, dass jemals andere Verhältnisse geherrscht haben. – Empfehlenswert ist in diesem Zusammenhang auch das Buch *Verdrängter Terror – Geschichte und Wahrnehmung sowjetischer Speziallager in Deutschland* von Bettina Greiner (Hamburg 2010).

Heidrun Ratza-Potrykus



Czerwony Kapturek / Rothkäppchen

Dichterische Übersetzung:

Julian Brudzewski (aufgrund der ersten Auflage der *Kinder- und Hausmärchen* der Gebrüder Grimm von 1812 und 1815)

Illustrationen: Justyna Dłużniewska

Zweisprachige Ausgabe (Polnisch/Deutsch)

Kattowitz: Tibum, 2018, 52,00 zł – ISBN 978-83-947587-1-4

Nicht nur für den Gabentisch, sondern auch für lange Winterabende im Familienkreis, zumal mit kleineren Kindern, ist die zweisprachige Ausgabe von *Rothkäppchen* zum Vorlesen, Erzählen und gemeinsamen Spielen vorzüglich geeignet. Diese Ausgabe kann aber schwerlich als „Buch“ bezeichnet werden; denn es handelt sich um eine Reihe von 17

losen Blättern, die man bestimmungsgemäß als Szenen für das Kamishibai-Theater nutzen soll – eine Art des japanischen Erzähltheaters, bei dem Bildtafeln nacheinander in einen Rahmen hineingeschoben werden, der quasi die Funktion einer Bühne übernimmt. Bei dieser Veröffentlichung sind die Tafeln beidseitig bedruckt. Auf der Vorderseite kann der Betrachter schlichte, ausdrucksstarke schwarz-weiße Illustrationen der jungen schlesischen bildenden Künstlerin Justyna Dłużniewska betrachten, bei denen die einzigen farbigen Elemente den Kleidungsstücken der Protagonistin sowie den Blumen auf der Wiese vorbehalten sind, auf die Rotkäppchen vom Wolf gelockt wird. Auf der Rückseite hingegen steht der deutsche Originaltext des Grimmschen Märchens sowie dessen polnischsprachige dichterische Bearbeitung durch den Philosophen, Satiriker und Übersetzer Julian Brudzewski.

Was diese Edition vor anderen auszeichnet, ist der Rückgriff auf die erste Auflage der *Kinder- und Hausmärchen* von 1812 und 1815: Alle bislang erschienenen polnischen Übersetzungen und Bearbeitungen der weltberühmten Märchensammlung basieren auf der letzten

Ausgabe von 1857, die – worauf die Literaturwissenschaftlerin Eliza Karminińska hingewiesen hat – als völlig anderes Buch gelten müsste, denn die Gebrüder Grimm haben den Märchenstoff späterhin weitgehend umgearbeitet: Entfernt wurden dabei allzu drastische Elemente oder sexuelle Anspielungen, und es wurde auch der allzu „volkstümliche“ Erzählstil gemildert.

So werden nun die erwachsenen polnischen Leser bzw. Zuschauer der Kamishibai-Fassung wohl ziemlich verblüfft und mit einigem Erstaunen feststellen, dass das Märchen ursprünglich einen „Prolog“ hatte. Dort berichtet das Mädchen, dass es – nachdem das Abenteuer, bei dem es sich plötzlich gemeinsam mit der Großmutter auf dem Speisezettel des Wolfs wiedergefunden hatte, längst vorbei war – einem anderen Bösewicht in Wolfskleidung begegnet sei, der neuerlich versucht habe, es auf dieselbe Weise zu täuschen und zu verführen.

Da es aber aus seinen Fehlern gelernt hätte, sei die Intrige gescheitert, und der Bösewicht wäre nun von Rotkäppchen und der Großmutter überwältigt und in einem Trog ertränkt worden.

Kinder hingegen, die dem kleinen Mädchen mit der feuerroten Kopfbedeckung hier gewiss auch nicht zum ersten Male begegnen und mit dem Stoff in seiner traditionellen Form vertraut sind, werden sich schwerlich wundern, dass diesmal keine höheren Kräfte in Gestalt des Jägers vonnöten sind, damit eine wundervolle Errettung gelingt, sondern sie werden sich vielmehr unbefangen und gespannt dieser Variante zuwenden, bei der es vor allem um die pädagogisch vermittelte Einsicht geht, dass Menschen zwar verführbar, aber doch auch in der Lage sind, aus Fehlern zu lernen und sich vor neuerlichen Fehlritten zu schützen.

Joanna Szkolnicka



Monika Helfer

Vati

Roman, München: Carl Hanser, 2021

176 S., geb., € 20,-

ISBN 978-3-4462-691-70

Es war eine besondere, sie nachhaltig prägende Beziehung, die Monika Helfer mit ihrem Vater verband, und nun lässt uns die inzwischen 74-jährige österreichische Schriftstellerin teilhaben an ihrem Blick auf den Lebensweg dieser gleichermaßen bemerkenswerten wie introvertierten Person – es beginnt eine behutsame Suche in der Form eines Romans, der „beides, aber mehr wahr als erfunden“ sein soll. So formuliert es die Autorin im Gespräch mit ihrer Stiefmutter, die sie ebenso wie die beiden Schwestern in ihrem Nachsinnen über Josef Helfer, den „Vati“, befragt.

All das, was einander erzählt wurde oder was heute noch erinnert wird, und das, was sie selbst glaubt aus den wenigen verbliebenen Fotografien herauslesen zu können, fließt in ihre Rückblenden ein. Wesentlich bestimmt werden diese Bilder durch die Gabe der Autorin, scheinbar mühelos die Sicht des Kindes und dessen Empfindungen wachzurufen und gelten zu lassen. Manch Befremdliches wird konstatiert, Geheimnisvolles bleibt stehen und will auch nicht ergründet werden; groß ist die Scheu vor Indiskretion, so dass bei aller Nähe zwischen Vater und Tochter die Vertrautheit doch auch Grenzen kennt.

Das in ihrer Familie nur ihnen gemeinsame wesentliche Bindeglied war – und ist über den Tod des Vaters hinaus – die Liebe zum Buch und zur Sprache, wengleich für den eher verschwiegenen wie schweigsamen Vater das gedruckte Wort die höchst Priorität hatte. Bereits als Kind aus ärmlichsten Verhältnissen erkundete er selbstständig die Welt der Buchstaben und verbrachte viele Stunden in der sogenannten Bibliothek des Baumeisters, zu der im Dorf nur ihm, dem sonderbaren Jungen, der Zugang gestattet wurde.

Von da an werden Bibliotheken für Josef Helfer zeitlebens von großer, bisweilen schicksalhafter Bedeutung sein, dies umso mehr, als es ihm versagt blieb, seiner eigenen Berufung zum Chemiker folgen zu können. Nachdem er, schwer verwundet, aus dem Zweiten Weltkrieg heimgekehrt ist – niemand habe ihn wohl je über seine grausamen Erlebnisse erzählen hören, vermutet die Autorin – und er eine Familie gegründet hat, leitet er ein Erholungsheim für Kriegsgesopfer in den Bergen, wo ihm ein kostbarer, großzügig gespendeter Buchbestand in Obhut gegeben worden ist. Die Lesungen, die er nun vor den Gästen hält, beeindruckten die kleine Tochter Monika ebenso wie der sorgsam eingerichtete und gehütete Bibliotheksraum. Von dem Gedanken besessen, diesen Bücherschatz vor dem Zugriff der neuen Besitzer des Hauses bewahren zu müssen, schafft Josef Helfer die ihm wertvollsten Exemplare bei Seite, einige vergräbt er sogar im Wald.

Dass er für diese Aktion das junge Mädchen zur Mithilfe drängt, sie zur Komplizin macht, indem er ihr ein striktes Schweigegelübde abverlangt, beschäftigt Monika Helfer bis heute. Urteilsfrei und wohl-erwogen beschreibt sie, was sie als Kind hätte verstören oder brüskieren können, sei es, dass der Vater nach dem geschilderten Vorfall, von Schuldgefühlen geplagt, einen Selbstmordversuch unternahm; dass er nach dem frühen Tod ihrer Mutter wortlos auf lange Zeit verschwand; oder sei es, dass er, ohne Rücksicht auf die Belange seiner kinderreichen Familie illegal Gelder für eine eigene Bibliothek zusammentrug. Dort reiht er später, eher wortkarg, aber doch wohl anerkennend, die ersten Druckwerke seiner Tochter ein, alphabetisch geordnet hinter „Heine“. All dies erzählt Monika Helfer in ihrer lakonischen, fein beobachtenden Sprache schnörkellos, aber voller Empathie für diesen einsamen Wanderer. Und sie erzählt es in einem Fluss, ohne Unterbrechungen durch Kapitel zuzulassen, - sich diesem Sog hinzugeben, eröffnet einen unmittelbaren Zugang zu einer lohnenden Leseerfahrung.

Ursula Enke



Die Anbetung der Könige

Zur Geschichte eines Elbinger Altars

DIE DOMKIRCHE ST. NIKOLAI wird oft auch als „Galerie“ der Elbinger sakralen Kunst bezeichnet, denn dort befinden sich mehrere Altäre aus Elbinger Gotteshäusern, die im Laufe der Zeit zerstört oder anderen Zwecken gewidmet wurden. Zu diesen Stücken gehört ein Retabel, das ursprünglich in der Kirche zu den Hl. Drei Königen aufgestellt war.

Dies war die Pfarrkirche der Elbinger Neustadt, die während der Amtszeit des Komturs Siegfried von Sitten (1332–1342) entstand. Dadurch sollte eine Konkurrenz zur bisherigen Stadt entstehen, die durch weitgehende Freiheiten eine erhebliche Unabhängigkeit von der Herrschaft des Deutschen Ordens errungen hatte. Da die Neugründung aber keine Hafendrechte besaß und auch andere Nachteile hinnehmen

musste, blieb sie wirtschaftlich auf Dauer unterlegen. Dies spiegelt sich unmittelbar in der Entstehungsgeschichte der Pfarrkirche wider: Der im 14. Jahrhundert begonnene Bau blieb aufgrund nur unzureichender finanzieller Mittel unvollendet. Es wurden nur drei Joche mit der Apsis im Osten und einem freistehenden Turm im Westen errichtet; und in diesem fragmentarischen Zustand gehörte die Kirche immerhin fünf Jahrhunderte lang zum Panorama der Stadt. Überdies zeichnete sich die Kirche auch dadurch aus, dass sie über ein in Preußen kaum geläufiges Patrozinium verfügte. Offenbar stammten etliche Neusiedler aus dem Rheinland und waren deshalb mit den Hl. Drei Königen, deren Reliquien im Kölner Dom bewahrt werden, vertraut.



FOTO: MISTUDIO WIESZLAW JAWORSKI

Ungeachtet ihrer unvollendeten Form war die Pfarrkirche reich ausgestattet. Einige Kapellen waren Zünften und Bruderschaften zugeordnet; und in vorreformatorischer Zeit befanden sich dort neun Altäre. Der Hochaltar, von dem unsere Abbildung das Hauptgehäuse und die beiden Seitenflügel zeigt, war naturgemäß besonders groß und reich gestaltet. Sein Schöpfer war ein Meister Schofstain, der – wie kunsthistorische Analysen belegt haben – enge Kontakte mit Bildhauern aus Nürnberg, Würzburg und auch Krakau hatte. Entstanden ist der Altar ab den frühen 1490er Jahren, denn 1881 wurde in der Mensa eine Kapsel mit einem Pergamin entdeckt, durch das ein gesichertes Datum der Weihe überliefert wird. Der Text lautet: „An. Dni 1494. consecratum est hoc altare“ [Anno Domini 1494 ist dieser Altar konsekriert worden]. Das Retabel dürfte dann ungefähr 1510 vollendet worden sein. Dabei stellt sich freilich die Frage, wie es für eine relativ arme Gemeinde

möglich war, die entsprechenden Gelder aufzubringen. Da die Kirche nach dem Zweiten Thorner Frieden (1466) unter das Patronatsrecht des polnischen Königs fiel, wäre durchaus denkbar, dass er – wie die Elbinger Kunsthistorikerin Wiesława Rynkiewicz-Domino vermutet hat – den Hochaltar gestiftet haben könnte.

Das Retabel insgesamt bietet Stationen aus dem Umkreis von Christi Geburt: links oben Mariä Verkündigung und auf der gegenüberliegenden Seite die Heimsuchung Mariä, links unten die Szene im Stall zu Bethlehem mit den anbetenden Hirten sowie – wiederum auf dem gegenüberliegenden Flügel – die Beschneidung des Herrn. Der Mittelschrein freilich ist den Weisen aus dem Morgenland vorbehalten, die dem Kind huldigen und ihre Gaben überbringen. An den Außenseiten der beiden Flügel werden zwei dieser Stationen – die Heimsuchung Mariä und die Anbetung der Hirten – wiederholt und um zwei weitere – die Flucht der Heiligen Familie nach Ägypten und den Auftritt des 12-jährigen Jesus im Tempel – ergänzt. Ursprünglich hatte der Hochaltar der neustädtischen Kirche noch zwei weitere Flügel, bildete somit ein Pentaptychon. Dieses Paar ist aber schon seit Jahrhunderten nicht mehr existent. Unterhalb des eigentlichen Altaraufsatzes befindet sich noch eine Predella mit Büsten der vier Heiligen Dorothea, Barbara, Katharina von Alexandrien und Margaret; und gekrönt wird der Altar schließlich von einem Gesprenge mit einer von Zierwerk umgebenen Skulptur, die Johannes den Täufer darstellt.

Eine eingehende Betrachtung dieses Kunstwerks könnte detailliert bestätigen, dass Meister Schofstain nicht nur stilistisch, sondern auch qualitativ in die Nähe der von fränkischen Bildhauerwerkstätten, namentlich von Veit Stoß und Tilman Riemenschneider, zu rücken ist. Dass der Bildschnitzer, der Anfang des 16. Jahrhunderts in Elbing auch mit weiteren Aufträgen – wie den Altären der Bierbrauer oder Weichelschiffer – betraut wurde, sich selbst seiner herausragenden Kunstfertigkeit und seines Werts bewusst war, hat er unmissverständlich dokumentiert, denn er hat das Retabel quasi signiert, indem er an den linken Ärmel des knienden Weisen eine Bordüre angesetzt hat, auf der er seinen Namen verewigt hat.

Das gotische Gotteshaus wurde 1881 abgebrochen, und vier Jahre später konnte der Altar im Nachfolge-Neubau wiedererrichtet werden. 1944 wurde er neuerlich demontiert und in die Dorfkirche von Dörbeck auf der Elbinger Höhe ausgelagert. Nach dem Krieg haben ihn zunächst die Franziskaner für die wiederhergestellte, zuvor evangelische Pauluskirche in der Elbinger Pangritz-Kolonie genutzt, zehn Jahre später fand er – nachdem die Kriegsschäden behoben waren – in der St. Nikolaikirche einen neuen Ort und diente dort ab den 1980er Jahren als Hochaltar.

Um 2000 sorgte der damalige Probst, Dr. Mieczysław Józefczyk, dafür, dass das Werk von Meister Schofstain gründlich restauriert wurde. Zudem erhielt es sein Gesprenge mit der Figur des Hl. Johannes zurück, das nach 1945 verloren schien, zwischenzeitlich aber im Priesterseminar „Hosianum“ in Allenstein entdeckt worden war. Nach dem Umbau des Presbyteriums wurde das Retabel schließlich in der ersten nordöstlichen Seitenkapelle aufgestellt, die im Mittelalter der Hl. Katharina gewidmet war und zur Trägerzunft gehörte. Dort kann der Altar aus der Dreikönigskirche nun als wichtiger Teil der sakralen Kunstschatze bewundert werden, die die Nikolaikirche heute als „Galerie“ beherbergt.

st Bartosz Skop



Heinrich August Winkler

Deutungskämpfe. Der Streit um die deutsche Geschichte

München: C. H. Beck, 2021; 278 S., Hardcover, €26,00 – ISBN 978-3-406-77405-8

Ein Deutschland, das sich der politischen Kultur des Westens vorbehaltlos öffnet und dabei ein kritisches Verhältnis zur eigenen Vergangenheit entwickelt – ein solches Deutschland musste nach 1945 erst gegen zahlreiche Widerstände errungen werden. Von diesem oft erbittert geführten Streit über die deutsche Geschichte erzählt diese Aus-

wahl von Essays aus fünf Jahrzehnten. Ganz gleich, ob die Versuche einer Instrumentalisierung der Geschichte dabei von links oder von rechts kamen, stets verfolgten Winklers Interventionen einen doppelten Zweck: Legenden zu korrigieren und der Kultur des demokratischen Pluralismus Rückendeckung zu geben – kenntnisreich, scharfsinnig und, wo nötig, auch mit einem kräftigen Schuss Polemik.



Markus Krzoska / Paweł Zajas

Kontinuität und Umbruch. Deutsch-polnische Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg

Darmstadt: wbg Academic, 2021 (= WBG Deutsch-Polnische Geschichte. Bd. 5);

272 S. mit 10 s/w-Abb., Kt., geb., € 39,95 – ISBN 978-3-534-24766-0

1945 bedeutete für das deutsch-polnische Verhältnis eine Zäsur ohne historisches Beispiel. In der Folge war der Westteil Deutschlands durch den Eisernen Vorhang von Polen weitgehend abgeschnitten, während der Ostteil sich notgedrungen in einer systemi-

schen Partnerschaft mit seinem östlichen Nachbarn wiederfand. Zwischen der zwanghaften Fixierung auf die Frage der Anerkennung der Grenze, der neuen Ostpolitik Brandts und der Unklarheit des Westens, wie er mit dem Kampf der Solidarność-Bewegung umgehen sollte, spannen sich die Parameter deutscher Ostpolitik auf.



Hartmut Koschy / Vincent Regente (Hrsg.)

Vertriebene in SBZ und DDR

Berlin: be.bra, 2021; 224 S. mit 10 s/w-Abbildungen, Paperback, € 24,00 – ISBN 978-3-95410-274-7

Das Schicksal der Vertriebenen in der SBZ und späteren DDR ist bislang wenig erforscht. Die Beiträge dieses Bandes nehmen das Thema in seinem ostmitteleuropäischen Kontext in den Blick. Besondere Beachtung erfährt dabei die Resilienz der Vertriebenen und ihrer Erinnerungen gegenüber der SED-Geschichtspolitik. Es geht um den „Umsiedler“-Diskurs in Staat, Kultur und Gesellschaft, um die Behandlung

des Themas in der Politik der SED und in der Arbeit des Ministeriums für Staatssicherheit, aber auch um die Verarbeitung in Literatur und Film. Erweitert wird die Perspektive um das Schicksal der Heimatvertriebenen in der Volksrepublik Polen und der ČSR sowie um gegenwärtige Fragen der Erinnerungskultur, der Integrationspolitik und der deutsch-polnischen Verständigung nach 1989.



Stig Dagerman

Deutscher Herbst

Aus dem Schwedischen, mit einer Briefauswahl und einem Nachwort von Paul Berf

Berlin: Guggolz, 2021; 190 S., geb., fadengeheftet, mit Lesebändchen, € 22,00 – ISBN 978-3-945370-31-5

Stig Dagerman (1923–1954) wurde 1946 von der schwedischen Zeitung *Expressen* beauftragt, Deutschland zu bereisen und ein Bild des zerstörten Landes nach dem Weltkrieg zu geben. Im Herbst jenes Jahres entstand ein – 1947 in Schweden erschienen – Reisebericht in 13 Stationen über Berlin, Hamburg, das Ruhrgebiet, Frankfurt, Heidelberg und München, aber auch über die

dazwischenliegenden ländlichen Regionen, über Zugfahrten, Politikertritte und Gerichtsprozesse. Dabei begegnete der Autor sowohl der Kontinuität nationalsozialistischen Denkens wie dem erhofften Aufbruch durch die alliierte Demokratisierung. Er porträtierte ein Land, bei dem kurz nach der Stunde Null nicht sicher war, ob es jemals wieder gesunden könnte.



Svenja Leiber

Kazimira. Roman

Berlin: Suhrkamp, 2021; 336 S., Hardcover. € 24,00 – ISBN 978-3-518-43006-4

Ein abgelegener Ort am Baltischen Meer, Ende des 19. Jahrhunderts. Kazimira bringt ihrem Mann Antas angeschwemmten Bernstein vom Strand jenseits der Düne. Er ist der begabteste Dreher in der Gegend. Das weiß auch Moritz Hirschberg, Eigentümer des Bernsteinwerks am Weststrand. – Svenja Leiber erzählt in ihrem Roman vom größten Bernsteinabbau der Geschichte. Im Auf-

stieg und Verfall der „Annagrube“ und in ihrem Nachwirken im heutigen Russland spiegeln sich drängende Fragen: Woher rühren Hass und Gewalt? Was geschieht, wenn Leben für unwert erklärt wird? Die Frauen, denen der Roman einfühlsam über fünf Generationen folgt, entwerfen eine Gegenwelt – im Mittelpunkt: Kazimira und ihr Ringen um Selbstbestimmung.

Impressum

Herausgeber und Verlag: Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e.V.

Der stellvertr. Vorstandsvorsitzende
Ulrich Bonk (v.i.S.d.P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld
(sekretariat@der-westpreusse.de)

Redaktion:

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /

Redaktionsleiter;

Dr. Joanna Szkolnicka (j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) /

Ressort PANORAMA;

Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /

Ressorts VORSPANN SOWIE POLITIK UND GESELLSCHAFT;

Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) /

Text- und Bildredaktion

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)

für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)

für Marienburg, Bartosz Skop (Elbląg) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Der Westpreuße

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck

Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

sekretariat@der-westpreusse.de

www.der-westpreusse.de

E-Mail Adresse der Redaktion für Leserschriften:

leserpost@der-westpreusse.de

Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:

MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn-Bad Godesberg

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

Auflage: 1.000 Exemplare

Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen

Kulturregion erscheint alle drei Monate (im März, Juni,

September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt

halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im

Ausland jährlich € 40,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei

Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße / Lands-*

mannschaftliche Nachrichten. Der Bezugspreis eines

entsprechenden Gesamtabonnements beträgt halbjährlich

oder jährlich € 36,- bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-.

Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier

ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die Mw.St. ist mit 7 % enthalten. Bestellungen beim Verlag.

Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei

Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres

gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall

höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit

Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem

Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder.

Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt

die Anzeigenpreislise Nr. 2.

Autorinnen und Autoren

Alexander Kleinschrodt M. A. studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik, er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Seit 2018 arbeitet er als Mitglied im Vorstand der Westpreußischen Gesellschaft mit.

Heidrun Ratza-Potrýkus wurde in Lübeck geboren. Beide Eltern stammten aus Westpreußen und waren bis zu ihrem Tode der Heimat verbunden. Bei Verwandtschaftstreffen wurde viel von „damals“ gesprochen, und so entstand auch für die nicht mehr dort Geborene eine Vertrautheit mit dem Land und seinen Menschen. Sie war von 2002 bis 2018 Bundesfrauenreferentin und ist auch weiterhin Mitglied des Vorstandes der Westpreußischen Gesellschaft.

PD Dr. Astrid von Schlachta studierte Geschichte und Germanistik an den Universitäten Innsbruck sowie Mainz und wurde 2002 promoviert. Danach Post-Doc-Stipendiatin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Universitäten Innsbruck bzw. Regensburg. Sie ist Leiterin der Mennonitischen Forschungsstelle in Weierhof, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Arbeitsstelle Theologie der Friedenskirchen (Universität Hamburg) und Lehrbeauftragte am Lehrstuhl für Neuere Geschichte (Frühe Neuzeit) der Universität Regensburg.

Dr. Heinrich Siemens studierte Mathematik, Philosophie sowie Germanistik an der Universität Bonn, an der er späterhin als Wissenschaftler arbeitete und 2011 mit einer Dissertation über das Plautdietsche promoviert wurde. Er ist Vertreter der Plautdietschen im Bundesrat für Niederdeutsch und seit 2007 Präsident der Plautdietsch-Freunde e.V.; im selben Jahr gründete er in Bad Godesberg den TWEeback VERLAG.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

Bartosz Skop studierte Geschichte an der Danziger Universität und der Julius-Maximilians-Universität Würzburg; Autor von Orgelbeschreibungen des ehemaligen Ost- und Westpreußen; zu seinen Forschungsinteressen gehören die Kirchen- und Orgelbaugeschichte dieser Region, insbesondere aus der Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts; nach dem Abschluss seines Master-Examens arbeitet er gegenwärtig am Schloss-Museum in Marienburg.

Johann Peter Wiebe wurde als Sohn mennonitischer Flüchtlinge aus dem Großen Werder in Oldenburg geboren. Durch viele Gespräche und große Familientreffen wurde früh sein Interesse an der Geschichte der Familie und der Mennoniten geweckt. So war er Gründungsmitglied des MAP (Mennonitischer Arbeitskreis Polen) im Jahre 2004. Seit September 2015 ist er Vorsitzender des MAP.



Ein Meerestier mit acht Buchstaben? Das Kreuzworträtsel-Lexikon gibt bereitwillig Auskunft: Es ist der Pomuchel, den noch heute jedes Kind in der Kaschubei kennt – zumal ihm zu Ehren im Seebad Leba alljährlich im Dezember ein beliebtes Volksfest gefeiert wird und er seit eh und je eine tragende Säule der kaschubischen Küche bildet. Bekannt sind die Szenen aus den Werken von Günter Grass, in denen der hierzulande Dorsch oder Kabeljau genannte Fisch „in Milch gegart und mit Dill abgeschmeckt“ bzw. in Mostrichsud zubereitet wird, oder man denkt an Max Halbes historischen Martin-Opitz-Roman: dort schildert der Autor mit viel Lokalkolorit die Danziger Herberge ZUM BLAUEN POMUCHEL, in die sich der Barockdichter zur gelehrten Tafelrunde zurückzieht. Und welcher Münzenliebhaber kennt nicht das „Dittchen“, jenes Zehnpfennigstück der Freien Stadt Danzig, dessen eine Seite ein munterer Pomuchel ziert.

Auf andere Weise würdigten ihn Danziger Bürger 2007: Das Resultat ihrer bemerkenswerten Rettungsaktion doku-

mentiert unsere Aufnahme aus der Rybołowców-Straße, die frühere Fischer-Straße, die den Namen des Brauereibesitzers und Wohltäters Richard Fischer erhalten hatte. Das Foto zeigt eine halbmännsgroße Skulptur an der Front eines Mietshauses, an der sie vermutlich in den 1930er Jahren über einer Toreinfahrt einer neugeschaffenen Arbeitersiedlung in Neufahrwasser angebracht wurde. Da sie nicht, wie sonst üblich, aus Stein, sondern aus Lindenholz gearbeitet worden war, konnten Umwelteinflüsse ihr in besonderem Maße zusetzen: Der Pomuchel drohte zu verfaulen und zu zerbröseln. Die aufmerksamen Bürger schützten „ihren“ Pomuchel zunächst vor den Begehrlichkeiten eifriger Kuriositätensammler und sorgten darüber hinaus für eine fachkundige Restaurierung dieser mutmaßlich letzten hölzernen Straßenskulptur Danzigs.

Wer sich glücklich schätzen kann, noch eine bibliophile Ausgabe der Heimatmärchen von Elise Püttner zu besitzen, dem ist es vergönnt, nun auch noch zu erfahren, „Was ein Pomuchel der Großmutter für seine lieben kleinen Landsleute erzählt hat“.

st Ursula Enke